Mennonitische Volkswarte

P. S. Hildebrand



1936
September

2. Jahrg. Lfd. Nr. 21

Warte-Verlag, Steinbach, Manitoba, Canada

John Tina Winter

Mennonitische Volkswarte

Herausgeber und Schriftleiter A. B. Dyck. Monatlich erscheint ein Heft. Bezugspreis: für Canada $ 1.00 pro Jahr, für das Ausland $ 1.25 pro Jahr. Alle Geldanweisungen sind auf den Namen A. B. Dyck auszuschreiben. Bankschecks können nicht angenommen werden. Alle Correspondenz adressiere man: Warte-Verlag,

STEINBACH -- MANITOBA — CANADA

Entered at Steinbach Post Office as second class matter

Inhalt des September Heftes:

Ernstes und Heiteres ..... Fritz Walden 265
Dee Moßtaweyt. Gedicht ..... Fraunz Geell 270
Unsere Reise nach Deutschland ..... P. Heese 271
Abschied von Arkadak. Gedicht ..... G. Loewen 277
Was heißt völkisch? ..... Heinrich H. Schröder 279
Auf Ivan Ivanowitsch Cornies' Tod. Gedicht ..... J. H. Janzen 283
Peter Quapp ..... Fritz Senn 284
Daut framdi Grauf. Gedicht ..... Anna Bärg 286
Krieg ..... A. P. Klassen 287
Dee goodi ooli Tiet ..... Geat Wiens 288
Aus dunkler Zeit ..... Fritz Eckig 289
Dee Parnas. Gedicht ..... Peter Klassen 290
Onkel Peters Geschichtenverein 291

Durch den Warte-Verlag sind zu beziehen:

Bücher:

H. Schröder, Auslanddeutschtum in der Schule (36 Seiten, 13 Bilder) $ .50
H. Schröder, Rußlandfriesen (128 Seiten, 23 Bilder, 7 Karten) 90
Dr. W. Quiring, Deutsche erschließen den Chaco (208 Seiten, reich bebildert, geb.) .....
Gerhard Töws, Heimat in Trümmern (316 Seiten, geheftet) ..... $ 1.00
Peter Klassen (Peter Quidam), Als die Heimat zur Fremde geworden, wurde die Fremde zur Heimat ..... .50

Zeitschriften:

„Menno-Blatt", Monatsschrift der Mennoniten in Paraguay. Bezugspreis pro Jahr ..... .80
„Die Brücke", Monatsschrift der Mennoniten in Brasilien. Bezugspreis pro Jahr ..... .80

Mennonitische Volkswarte

Herausgegeben und geleitet von A. B. Dyck

Heft 9 September 1936 Jahrg. 2

FRITZ WALDEN

Ernstes und Heiteres

Unter kanadischen Buschmännern

1. Fortsetzung

Und dann sprachen sie abends vor der Haustür, nachdem die Kinder zur Ruhe gegangen waren, lange von Harms, von sein'en acht Kindern, und dann von ihren eigenen zwei. Ja, es waren nur zwei. Wie gerne hätten sie mehr gehabt, aber wie sollten sie mit mehr fertig werden, wenn Harms, der doch Bauer war und auch geringere Ansprüche an das Leben stellte als sie, nicht fertig wurde.— Seiner Frau gegenüber machte Fast gelegentlich den Polterer. Auch heute polterte er: Jetzt sind wir deutsche Bauern auch richtig beim Zweikindersystem angelangt, und das ist immer der Anfang vom Ende eines Volkes. Etwas Schlimmeres hätte uns nicht passieren können! Frau Hertha wäre unwahr gewesen, wenn sie widersprochen hätte. So schwieg sie.

Das war Harms, der Erbhofler, der stille, immer ausgeglichene, für Humor stets empfängliche Bauer, der keiner mehr war — der letzte Mohikaner eines alten Bauerngeschlechts, das in den unendlichen Weiten der kanadischen Prärie seiner Auflösung entgegen ging.

Es war noch einer da zu Gaste bei Kommerzienrats. Das war Lehrer Wiens. Wiens war es auch, dem die zweite Car auf dem Hofe, die etwas fadenscheinige Fordsedan aus dem Jahre des Heils 1928 gehörte, die sich neben des Kapitalisten V—8 recht bescheiden ausnahm. Sonst aber ein gutes Fahrzeug, für das und dessen Preis sich unsere Gesellschaft weit mehr interessierte als für seine rassige Schwester. Wenn man so nebenbei auch nach dem Preise des üppigen Dings da mit den . . P. S. fragte, so geschah das ohne innere Teilnahme. Ganz anderes bei diesem A-Modell, denn das war der Jahrgang, der mit zunehmendem Alter immer mehr in die Reichweite des kleinen Mannes rückte. Aber noch wollte es bei keinem unserer Freunde langen, selbst beim Kommerzienrat nicht trotz aller Kniffe seiner trickigen Kommerzarithmetik. Nein, noch war auch das A-Modell zu sauer.

Lehrer Wiens war jünger als die andern. Ein Dreißiger. Auch eingewandert. Im Weltkrieg war er Zuschauer geblieben, und auch der russische Bürgerkrieg war an ihm vorübergegangen, ohne ihn besonders beeindruckt zu haben. Er hatte schon kein geregeltes Bauernleben in der alten Heimat kennen gelernt und war, als er mit seinen Eltern anno 1923 auswanderte, mit dem überschreiten der roten Grenze von Rußland und seiner rußländischen Vergangenheit ganz los gewesen und

empfand heute weder Zu- noch Abneigung seiner früheren Heimat gegenüber. Im Elternhause hatte er genug über die Verhältnisse in Rußland gehört, übergenug, es wurde ihm schließlich langweilig, und nach und nach begann er direkt einen Widerwillen gegen diese ewigen, sich stets gleich bleibenden Geschichten aus Rußland zu empfinden. Dieser Widerwillen trieb ihn dann in die Opposition zu den Eltern und den älteren Geschwistern und zu allen, die die Vorkriegsverhältnisse in Rußland in Vergleich zu den Verhältnissen hierzulande brachten. Und das taten alle, die im Hause verkehrten.

Lehrer Wiens' Eltern waren gleich nach der Ankunft in Kanada in die Nähe eines kleinen Landstädtchens geraten, wo sie auch sitzen blieben. Von hier aus hatten ihre Kinder die Gelegenheit, die höhere Schule zu besuchen. Und so wurde Franz Lehrer. Er wurde es nicht aus innerem Trieb, sondern sein Vater, dem immer noch Rußland im Kopfe steckte, und der auch hier dem Lehrerberufe seine Achtung bewahrte, hatte es so gewollt. Franz fügte sich. Er war ein Lehrer nicht besser und nicht schlechter als die meisten seiner Kollegen. Von seiner anfänglich recht guten Gage bezahlte er sein Stübchen, das er sich auf einer Farm in der Nähe seiner Schule gemietet hatte, sowie die Kost und bestritt die andern Ausgaben. Mit Schulschluß im Frühsommer war in der Regel auch sein Geld aufgebraucht. Dann ging er als Erntearbeiter auf die Farm. Das warf auch einen guten Batzen ab. Aber wenn Wiens im September zurück zu seiner Schule kam, waren seine Taschen doch wieder leer, wie auch sonst immer. Einmal, es war im Jahre 1929, kam er im Herbst auf einem eigenen Auto nachhause. Mit diesem und mit viel Gottvertrauen heiratete er zu Weihnachten.

Jetzt ist er angestellt in der X-er Ansiedlung, wo neben der Schule auch eine kleine Lehrerwohnung ist. Mit der Schule, der Wohnung, der Car, der Frau und den fünf Kindern hat Lehrer Wiens alles beisammen, was zum bescheidenen Glück eines Lehrers auf dem Lande gehört. Der Besitz des Autos gibt ihm die Möglichkeit, Verkehr in seinem Heimatstädtchen zu pflegen. Dem Kreise unserer Freunde fühlt er sich innerlich fremd. Aber noch fremder fühlt er sich den andern eingewanderten Landsleuten gegenüber; denn sie alle können die Fleischtöpfe Aegyptens noch immer nicht vergessen. So hält er sich, soweit er überhaupt Verkehr mit den Leuten, in deren Dienst er steht, unterhält, zum Kreise des Kommerzienrats. Er findet es recht unterhaltend, wenn dieser in seiner geräuschvoll-pathetischen Art über Staats- und Wirtschaftspolitik, über Kommunismus und Faschismus, über Demokratie und Führertum, besonders aber, wenn er über die „Menagerie in Genf" referiert. Und der Kommerzienrat tut das oft und gern. Lehrer Wiens sind das alles wenig bekannte Gebiete, es fällt ihm gar nicht ein, all die Sachen, all das Geschehen dort irgendwo in der weiten Welt zu sich selber in irgendwelche Beziehungen zu bringen. Und er wundert sich oft, wie der Kommerzienrat sich wegen dieser Kleinigkeiten in solchen Eifer hineinreden kann.

Als Lehrer eines Schuldistrikts mit ausschließlich deutschsprechender Bevölkerung, die den Wunsch hat, daß ihre Kinder auch in Deutsch unterrichtet werden, lehrt Wiens in der gesetzlich zulässigen halben Stunde des Stundenplans auch deutsche Sprache und auch Religion in deutscher Sprache. Wert legt er darauf nicht großen; denn für die Religion sind doch die Sonntagschulen da — so haben es doch auch die Engländer im ganzen Lande — und Deutsch,

well, das bißchen Deutsch für den Bedarf in der Kirche, das lernten die Kinder ja eigentlich auch in der Sonntagschule, na, und auch im Jugendverein. Aber die tägliche deutsche halbe Stunde hält er trotzdem korrekt inne. Der Schulrat will es nun einmal so. Mit seinen eigenen Kindern spricht Wiens englisch, mit seiner Frau im Hause plattdeutsch und in Gesellschaft englisch.

Lehrer Wiens tut aber sogar noch ein übriges für das Deutsche, er abonniert regelmäßig auf zwei deutsche Wochenschriften. Und an Sonntagen liest er auch darin; denn — so äußert er sich gelegentlich — in ihnen sei recht viel Erbauliches enthalten, aber das andere, die Artikel und so — dem könne er nicht viel Geschmack abgewinnen. Und das stimmte. Damit ging es ihm nämlich genau so, wie mit den Fleischtopf-Gesprächen im Elternhause.

Der Kommerzienrat, der auch im Schulrat war und auch da den Mund recht voll zu nehmen pflegte, war kein Freund von Lehrer Wiens. Anfänglich hatte er versucht, den neuen Lehrer zu seiner eigenen Auffassung über die Pflichten eines deutschen Lehrers in einer englischen Schule Kanadas zu bekehren, wobei er diese Pflichten einteilte in solche, dem Staate gegenüber, und in solche dem Kinde und seinem Volkstume gegenüber. Lehrer Wiens war das viel zu kompliziert, na und das würde auch weit über das von der Schulbehörde vorgeschriebene Pensum hinausgehen. Er lehnte ab, nicht schroff, aber doch mit einem recht deutlichen Hinweis auf die Ansichten der zustehenden Behörden in Fragen des Elementarunterrichts. Der Kommerzienrat schluckte die Pille, schimpfte in sich hinein und ließ den Lehrer fortan in Ruhe. Wiens war die Sache aber doch recht peinlich, und er setzte alles dran, des Kommerzienrats Wohlwollen zu gewinnen.

Er durfte es mit niemand aus dem Schulrat verderben.

Vor dem Professor hatte Lehrer Wiens eine heillose Angst. Den hatte er nämlich einmal auf dessen Farm besucht. Noch ganz am Anfang. Klippenstein war höchst erfreut gewesen zu dem Besuch, hatte er nun doch endlich einmal einen Kollegen von der hohen Pädagogik vor sich, mit dem er auch mal ein bißchen fachsimpeln werde können. Und er tat es. Lehrer Wiens war dabei aus dem Schwitzen nicht herausgekommen. Gleich nach Kaffee war er aufgebrochen. Seit dem Vorfall hütete Lehrer Wiens sich, mit dem Professor irgendwie allein zu bleiben. Dieser aber hatte bald darauf zum Kommerzienrat gesagt, es werde noch schlimmer werden.

Und es wurde schlimmer.

Selbst die Kinder des Kommerzienrats wurden immer frecher mit dem Englischschwatzen.

Giesbrecht hatte dieses und jenes versucht. Als sie mal herüber gekommen waren, hatten er und seine Frau mit den Kindern hochdeutsch gesprochen. Dann waren die Kinder in der Sprache ihre eigenen Wege gegangen. Mit Erstaunen nahmen die Eltern eines Tages wahr, daß ihre Kinder zum Plattdeutschen übergegangen waren. Da stemmte Vater Giesbrecht sich dagegen, er wollte wieder Hochdeutsch einführen und zwar mit Gewalt. Es hatte einen tollen Tag gegeben, als er die Kinder der Reihe nach übers Knie gezogen hatte. Die Wirkung war nicht ausgeblieben. Die Kinder sprachen nicht mehr platt, sie sprachen nur noch — englisch. Bei der Erörterung der Wendung, die die Dinge genommen, beriefen die Kinder sich auf die Schule und den Lehrer. Schon wollte Giesbrecht in der ersten Anwallung blinder Wut eine neue summarische Exekution in Szene setzen. Doch seine Frau setzte eine eintägige Vertagung durch. Die Strafe verblieb

dann überhaupt. Die Kinder aber schwatzten ihr Englisch weiter. — Ihr Englisch! —

Der Kommerzienrat ging darauf wochenlang mit finsterm Gesicht umher, und wenn seine Kinder ihm vor die Augen kamen, starrte er sie an, als wolle er feststellen, ob nicht auch äußerlich eine Veränderung an ihnen vorgegangen sei. Ja, seine Kinder sahen heute anders aus. So fand er es wenigstens.

Und eines Abends vor dem Zubettegehen fragte er seine Frau ganz unvermittelt: Hoffst du noch mal Großkinder zu haben? — Natürlich, was soll die Frage? — Und du willst dich mit ihnen auch unterhalten? — Auf den erstaunten Blick der Frau fuhr er dann giftig fort: Na, dann fang morgen nur an bei Lehrer Wiens englische Stunden zu nehmen; denn anders als in Englisch wirst du mit den Kindern deiner Kinder nicht sprechen können. Das gibt alles englische Bälge.

Aber noch anderes war dem Kommerzienrat in den letzten paar Wochen klar geworden: weder mit dem Stock noch mit Liebe konnten die Kinder zurück zur deutschen Sprache geführt werden, da wirkten Kräfte, denen mit so einfachen Mitteln nicht beizukommen war.

So lange die Kinder nicht zur Schule gegangen waren, war die Sprache kein Problem gewesen, erst mit dem Beginn des Schulbesuchs war sie es geworden. Es war also die Schule, wo des Übels Wurzel gesucht werden mußte. So war es also auch die Schule, wo die Kur beginnen mußte.

Darauf hin hatte er Lehrer Wiens noch einmal unter die Lupe genommen, und er war zu dem Schluß gekommen, daß er, Lehrer Wiens, mit seiner ganzen Einstellung zum Deutschen es war, der hier diese für die deutsche Sprache so kritische Lage geschaffen hatte.

Er sprach darüber mit dem Dichter. Doch der lachte ihn aus. — Mensch, kommst du vom Mond! Wußtest du es solange denn nicht, daß die Schule es ist, die uns unsere Muttersprache nimmt? — Nein, aber jetzt weiß ich es, und Lehrer Wiens fliegt heraus! — Da lachte der Dichter noch unbändiger: Na, und dann? — Wir müssen eben einen anderen Lehrer haben, einen, der da einsieht, daß jeder Mensch ein Recht auf seine Muttersprache hat, ganz egal, in welchem Lande er lebt. — Und wenn wir nun solchen Leher haben, was dann? — Dann wird das mit der Sprache eben anders werden. — Da wurde der Dichter ernst: Es ist ja patentierter Quatsch, was du da sprichst. Es ist doch nicht die Person des Lehrers, selbst wenn es eine Persönlichkeit ist, die die Sprachenfrage entscheidet, sondern die Schule, das ganze Erziehungssystem, in das jede einzelne Schule hineingedrückt wird. Und dagegen rennst du vergebens an. Sieh dich doch mal ein bißchen um in unserer deutschen Welt hier in Kanada. Haben wir da nicht Lehrer gehabt — ich brauche dir doch wohl die einzelnen Fälle nicht zu nennen — verdienstvolle Männer, treue Söhne des Staates, mit weitem geistigen Horizont, die für die deutsche Sprache gekämpft haben bis zum letzten Atemzug! Und das Resultat? Da brauchst du dir doch nur ihre eigenen Kinder näher anzusehen: was ist an ihnen deutsch geblieben? Nee, Kindchen, noch ist der Lehrer nicht geboren, der bei täglich sechs englischen und einer halben deutschen Religionsstunde in einem achtjährigen Unterrichtskursus einen deutschsprechenden und -mpfindeneden Jungen produziert hätte und nicht ein englischschwatzendens Monstrum, das nicht weiß, zu welchem Volk es gehört. Das wäre ja eine verdammt einfache Lösung: den Lehrer wegjagen. Das sind ja wohl ungefähr so

die Gedankengänge, in denen sich auch sonst unsre Deutschbeflissenen verlaufen haben: Den Lehrer zum Kuckuck jagen, und einen andern mit einem deutschreligiöseren Diplom anstellen, dann ist alles in Ordnung. Hat sich was. Nein, mein Lieber, nicht der Lehrer ist es, sondern die Schule, die dieses volkstumslose Geschlecht hervorbringt, das wir unsere Kinder zu nennen belieben. — Ja, aber was soll man dann wohl tun? Was sonst kann uns die Sprache erhalten? — Was sonst? Unter den heutigen Verhältnissen eigentlich nur wiederum die Schule. Ja, die Schule — die deutsche Schule! Halt, halt! du brauchst garnicht auf den Tisch zu keilen, ich weiß sogut wie du, daß es sowas, wie eine deutsche Schule hier nicht geben kann. Aber ich sagte, unter den „heutigen Verhältnissen." Unter diesen Verhältnissen möchte ich nun die Familie verstanden haben. Und da — in unserer Familie — müssen die Verhältnisse von Grund auf anders gestaltet werden.

Jawohl, von Grund auf anders, und es ist dann der Schwerpunkt der ganzen Arbeit der Deutscherhaltung unserer Kinder in die Familie zu verlegen, und hat es dabei nicht um die deutsche Sprache und die biblischen Geschichten zu gehen, sondern um das Deutschtum als Ganzes. Verstehst du, was ich meine? Verstehst du, daß das das entscheidende Moment in dem ganzen Hexentanz um unsere deutsche Muttersprache ist, nämlich das Deutschsein nicht das Deutschsprechen. Siehst du nicht, daß wir selber, wir, die Eltern, es sind, die der Verengländerung unserer Kinder in der Schule so schön den Weg bereiten! Wir sind nicht deutsch. Es mangelt uns an dem deutschen Volksbewußtsein, das uns zum Engländer sagen ließe: Dein Volkstum und deine Sprache in Ehren, in genau denselben Ehren aber auch meine Sprache und mein Volkstum. Der gebildete Engländer wird das gelten lassen und nicht widersprechen. Bei sich wird er jedoch denken: und doch steht mein Volk höher, wenn nicht anders, so doch, weil es mein Volk ist. Und wenn wir dann genau dasselbe von unserm Volk denken, so steht es richtig um unser Volkstum. Stehen wir so zu unserm Volkstum und lernen wir es, diesen Standpunkt bis zur letzten Konsequenz unsern Kindern zu vermitteln, so sollen unsere Kinder ruhig die englische Schule eines Wiens und anderer besuchen, und je reiner ihr Englisch wird um so besser. Die englische Sprache wird ihnen dann die Sprache für das Geschäft, für die Straße sein, für das Haus aber, für die Familie, für die Religion und für höhere geistige Interessen wird ihnen nur die Muttersprache gut genug sein. —

Als der Dichter mit seinen Ausführungen fertig war, da hatte der Kommerzienrat doch auf den Tisch gehauen und seine Frau herbeigerufen: Malvine, hatte er gesagt, ab heute sollst du mich nach jeder Abendmahlzeit an den Dichter erinnern und dich dann zu mir setzen: wir haben recht wichtige Sachen zu erörtern.

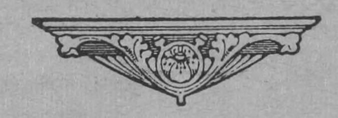
Lehrer Wiens ließ er fortan in Ruhe. Er sah nun auch ein, daß es falsch war, dem Lehrer die ganze Arbeit der Deutscherhaltung seiner Kinder aufbürden zu wollen. Freilich die laue Haltung in der Deutschfrage konnte er ihm nicht verzeihen, aber äußerlich kam er doch ganz gut mit ihm aus. Das umsomehr als Lehrer Wiens sonst aufs äußerste bemüht war, sich mit dem Kommerzienrat auf guten Fuß zu stellen. Da tat ihm sein Auto gute Dienste, das er dem Schulrat Paul Giesbrecht gern zur Verfügung stellte für seine kürzeren und auch weiteren Fahrten.

Fortsetzung folgt

FRAUNZ GEELL

Dee Moßtaweyt

Aus nao Kanada jikaomi,
Wea dee Aobraum sea fenaomi.
Launt, daut hee jikoft nao Meyji,
Wul hee aulis goot nü pleyji.
Dee Peyd, dee hee haud fäyjiischpaunt,
Weeri faoyki gaunz erschtaunt:
Daut see ema wada tjreyji
Fooda noch, nijh taom Fedreyji;
Knaoykis enn daut schlaupi Lada
Bleef an dan doch ema wada.
Wea daut nijh uk taom Jinäsi,
Wißti see, daut hee jiwäsi
'maol een Leera en dee Schooli,
Woa nijh Lieni hee brukt hooli.
Soo saut hee op'm Ploych aundajhtijh,
Leet sieni Jidanki waundri majhtijh:
Aewa Launt enn Waota, woa jiwäsi
Hee maol Leera wea en Scheenwäsi;
Woa dee scheeni Bloomi bleyji,
Enn dee Leerasch gaoynijh pleyji,
Woa jimietlijh wea daut Läwi
Enn nijh aulis bloos nao Jelt deed schträwi
Woa dee Fäyjil saunft enn klaoa
Sinji wundascheen nü daoa. —
Soo läwd hee wada onbienjt,
Wiels op'm Ploych hee set enn dentjt,
Aul dee scheeni goodi Jaoyri,
Dee nie wada kaomi waoyri. —
Aus hee aum Enj fom Dreemi tjemt,
Hee wertjlijh klaoa uk waut finemt. —
Daut wea tjeen Foaygilsank, aus hee jidocht,
Tjeen Bloomischtrüs fein ütjisocht. —
Daut wea sien Ploych, dee knaoyd enn schiyd
Enn heeti Funki meißt aul fiyd.
Haud doch dän Ploych, dän hee jikoft,
Naohäa tao schmäri nie fesocht. —



Unsere Reise nach Deutschland / Von P. Heese

Fortsetzung und Schluß

Inzwischen waren einige Züge mit Rückwanderern nach Deutschland abgedampft, und die Preise für die Überfahrt stiegen unaufhörlich, da der Wert der deutschen Mark täglich fiel. Alles zusammengenommen zeigte uns, daß unser Kapital für die allgemeine Reise nicht ausreichte. Wir mußten uns alle trennen: die beiden Söhne blieben in Moskau, der Rest mußte versuchen durchzukommen.

Am schwersten war die Bestätigung der G. P. U. zu bekommen. Das Gesuch wurde angenommen, der Bescheid lautete nach vier Wochen wiederkommen. Auf meine höfliche Bitte die Sache, wenn möglich, rascher zu machen, wurde ich aber von dem rothaarigen Tschekisten so angeschnauzt, daß ich keine Widerrede mehr gewagt habe.

Inzwischen war es August geworden .Im Lager begann man zu munkeln, daß alle Rußlanddeutsche abgesondert und in einem andern Hause untergebracht werden sollten. Zudem litt meine Frau noch immer an den Folgen der überstandenen Krankheit. Sie mußte wieder ins Krankenhaus, in ihrem Befinden konnten wir aber keine Besserung bemerken, es wurde sogar schlechter. Der jüngste Sohn hatte eine Anstellung in der A. M. R. A. und der älteste hatte berechtigte Aussichten, in einer deutschen Werkstatt Arbeit zu bekommen.

Auch unsere finanzielle Lage hatte sich etwas gebessert. Meine Frau hatte ihren Pelz für 80 Millionen verkauft und von meinem Verwandten, mit dem wir zusammen einen großen Fruchtgarten befassen, hatte ich 100 Millionen, die Pacht für ein Jahr bekommen. Ein bekannter Jude hatte ihm von unserer mißlichen Lage erzählt. Der Jude gab mir das Geld. Da ich es bis zur Abreise nicht brauchte, so bot ich es ihm an. Er hatte eine kleine Konfekt- und Schokoladenfabrik in Moskau. Er bot mir 1 Prozent Zinsen täglich an, statt der gewöhnlichen drei bis fünf Prozent. Ich war sogleich einverstanden, denn das Einkommen von einer Million täglich sicherte uns acht Pfund Brot.

Mit so vielen Millionen in der Tasche kam uns das Angebot meines Vetters, seine Wohnung zu übernehmen, bis er mit seiner Theatertruppe vom Kaukasus zurückkehren würde, sehr gelegen. Prof. Miller half uns noch mit einem Paket aus, und wir siedelten in die kleine Wohnung des Vetters über. Der Sohn bekam auch einen Teil seiner Gage mit Lebensmitteln ausbezahlt, so daß wir viel besser als im Lager hätten leben können, wenn wir nur eine Köchin gehabt hätten. Doch unsere lag im Hospital zwischen Magen- und Cholerakranken. Unsere Erfahrung in der Kochkunst reichte aber so weit, daß wir schönes frisches Schafsfleisch mit kaltem Wasser übergossen und es nächsten Morgen vergraben mußten.

Endlich bekam ich das Papier der G. P. U. und flog auch sogleich in das Ministerium. Das Gesuch wurde angenommen, der Paß würde aber erst in so und so viel Wochen fertig sein. Was ich hierbei dachte und sagen mochte, habe ich aber nicht ausgesprochen.

Während der Wartezeit hatten wir angenehmen Besuch. Unsere Cousine und ihre zwei Kinder hatten in der Gesandtschaft von uns erfahren und uns auch gleich aufgesucht. Sie hatte auch ziemlich viel Pech gehabt. Sie begann ihr Wirken in Charkow. Sie hatte über 300 Rubel in Gold bei sich; das Geld hat man ihr allmählich abgelungert. In Moskau mußte

sie ebenfalls einige Tage bleiben, sie zahlte 4 Mill. für ein kleines Zimmer. Zuletzt wollte sie den Pelz ihres Mannes verkaufen. Ihre Zimmernachbarin spielte Vermittlerin, das Geld für den Pelz hat sie aber nie zu sehen bekommen.

Im Lager aber begann man sich sehr zu rüsten. Die letzte Partie der Rückwanderer und Kriegsgefangenen sollte abgeschickt werden, doch dieses Mal nicht über Riga, sondern über Petersburg nach Stettin. Der Tag der Abreise rückte heran, unser Paß war noch immer nicht fertig. Endlich bekam ich ihn im letzten Augenblick und eilte sogleich auf die Gesandtschaft, um das Visum zu erhalten. Metzger war zum Glück auf Urlaub, an seiner Stelle ein sehr netter Bekannter. Jedes Visum sollte eigentlich sechs Mill. kosten, für zwei also ganze zwölf Mill. Er nahm beide Pässe und ging zum Gesandten. Er kam bald zurück und teilte mir die angenehme Nachricht mit, daß ich nur sechs Millionen zu zahlen habe. Mit einem kräftigen Händedruck verabschiedeten wir uns.

Der Zug mit den Deutschen war bereits abgefahren. Rasch packten wir unsere Sachen ein, mieteten für meine Frau und die Sachen einen Einspänner für fünf Mill. und fuhren zum Bahnhof. Wir mußten Schnellzug fahren, der Bahnhof aber war überfüllt. Ein Gepäckträger verschaffte uns für einige Millionen furchtbar teure Fahrkarten mit Sitzplätzen. Gepäck aber durfte man nicht mit sich in den Zug nehmen, also als Bagage abgeben. Der Gepäckbeamte bemerkte aber gleich, daß der Korb gesetzwidrig ohne Hängeschloß sei. Weitere vier Millionen bewogen ihn zu einer gesetzwidrigen Tat, und wir fuhren endlich ab.

In Petersburg waren wir den nächsten Morgen. Als ich aber mein Gepäck haben wollte, war es verschwunden. Man sagte mir, ich sollte auf der Stelle fragen, wo fehlerhaft abgeschicktes Gepäck aufbewahrt wurde. Dort fand ich auch richtig meine Kiste. Ich mußte alles nachsehen, ob nichts verschwunden war. Es fehlten wohl einige Päckchen Tabak und andere Kleinigkeiten, gab aber gerne die verlangte Bescheinigung und eilte zu meinen Damen. Meine Frau war sehr schwach und niedergeschlagen, ich mußte sie aber verlassen und der Obhut der elfjährigen Tochter überlassen.

Betrat sogleich den Nevski Prospekt um mit Hilfe der Straßenbahn mein großes Tagesprogramm abzuwickeln. Ich hatte den Nevski vor genau 25 Jahren gesehen und mußte dann nicht selten einige Minuten warten, bis sich in dem gewaltigen Straßenverkehr eine kleine Lücke bildete, um ungefährlich über die Straße zu schlüpfen. Und jetzt: leergebrannt ist die Stätte, wilder Stürme, rauhes Bette. Keine Straßenbahn, keine Fuhrwerke, auf den Bürgerstegen nur hin und wieder ein Fußgänger. Ich konnte, ohne Uebertreiben, die schnurgerade, ebene, vier bis fünf Meilen lange Straße von einem Ende bis zu dem andern übersehen. Also feste in die Füße! Mit den längsten Schritten mußte ich die lange Strecke bis zum Aufenthaltsort der Moskauer Gruppe überschreiten, um möglicherweise noch aufgenommen zu werden. Fand sie auch endlich, und bekam eine glatte Absage, da die Liste der Passagiere bereits ausgefüllt und abgeliefert war.

Also weiter zu dem Agenten des Schiffes. Hier traf ich einige Frauen, Rußlanddeutsche, die mit der Gruppe gekommen waren, aber noch nicht wußten, ob man sie mitnehmen würde. Darunter war eine, die ihren Mann verloren hatte und im Lager einige kleine Waisen, deren Eltern in Moskau gestorben waren, angenommen hatte. Der Agent empfing mich sehr kurz angebunden und verwei-

gerte den Verkauf der notwendigen Fahrkarten. Ich erklärte ihm die Trostlosigkeit unserer Lage, so daß er mich zuletzt zum Generalkonsul sandte.

Wieder einige Meilen nervösen Hastens. Der Konsul war ein feiner menschenfreundlicher Mensch. Ich erklärte ihm alles, er sagte aber nur: „Mit Glücksgütern scheinen Sie nicht belastet zu sein.“ Er gab mir ein Schreiben an den Agenten und zum Abschied die Hand.

Der Rückweg zum Agenten schien mir nur halb so lang wie der Weg zum Konsul. Der Agent machte jetzt keine Schwierigkeiten und nahm sogleich die 13,000 Mark für die Überfahrt in Empfang(5000 für Erwachsene, 3000 für Kinder). Nächsten Morgen mußten wir an dem Landungsplatze sein.

Überglücklich eilte ich die sechs Meilen zum Bahnhofe. Hier blieben wir noch einige Stunden und begaben uns mit Eintritt der Dunkelheit ins nächste Hotel. In der dritten oder vierten Etage bekamen wir für fünf Millionen ein kleines Zimmer mit zwei Betten für eine Nacht. Bezahlten auch noch gleich 1½ Mill. für die Registrierung unserer Pässe auf der Polizei.

Früh am nächsten Morgen waren wir schon auf den Beinen. Ohne Frühstück lief ich sogleich auf die Straße, um einen Fuhrmann zu finden. Wir hatten Glück. Ein einziger stand auf der gewöhnlichen Haltestelle. Für sieben Millionen brachte er uns zur Haltestelle des Schiffes „Carbo 2.“ Hier aber brach meine Frau zusammen, die anhaltende Entkräftung hatte ihren Lebenswillen gebrochen. Es kostete viel Worte mit bitterlichen Tränen des Töchterchens bis die Lebensgeister wieder angefacht waren und wir alle drei die Landungsbrücke überschritten.

Die Moskauer Gruppe war bereits an Bord gegangen. In dem nur kleinen Wartesaal wartete eine große Menge anderer Passagiere, die noch die verschiedensten Formalitäten erledigen mußten, ehe man sie auf das Schiff lassen konnte. Darunter war auch ein altes krankes Mütterchen. Der Schiffarzt wurde gerufen. Er untersuchte die Kranke sorgfältig und erklärte kategorisch, daß er sie nicht an Bord lassen könne, da keine Kranken das Schiff betreten dürften. Ich mußte an meine Frau denken, und das Herz sank mir in die Strümpfe. Also schweigen und allen Mut und Kraft zusammenraffen.

Es dauerte über eine Stunde, als man die einzelnen Passagieren in den Nebenraum zu rufen begann. Endlich kamen auch wir an die Reihe. An einem langen Tische saßen einige Kommunisten und Deutsche. Meine Frau und Tochter wurden gleich von einem Fräulein in einen verhängten Nebenraum geführt, während mich ein Beamter von oben bis unten befühlte, übrigens nur sehr flüchtig. In einer Viertelminute war ich erledigt und begann mich im Raume umzusehen. Es dauerte aber gar nicht lange, da hörte der Beamte und auch ich, daß hinter dem Vorhange die Stimmen besorgniserregend lauter wurden. Wir eilten sogleich hin. In diesem Augenblicke aber erscheint ein Kellner vom Schiffe und hält in einer Hand ein Tablett mit herrlich duftendem Kaffee, in der anderen Hand einen sehr großen Teller der schönsten Butterbröte mit Schinkenfleisch. Im kleinen Raume sahen wir meine Frau halb entkleidet, in Tränen aufgelöst. Das Fräulein hält aber in einer Hand die Bescheinigung meines Landkaufes vor einigen Jahren, und einige Goldsachen, die meine Frau an einer Schnur auf der Brust getragen hatte. Der Beamte schaute alles flüchtig durch und hieß das Fräulein alles zurück zu geben. Als sie aber noch zögerte, sagte der Beamte zu ihr: „Du siehst doch, es

sind arme Menschen, es ist alles was sie besitzen." Das Fräulein gab ihren Widerstand auf.

Gleich darauf mußten wir in das größere Zimmer gehen. Der Kommissar legte einige Fragen vor, die ich ohne weiteres beantworten konnte. Die letzte Frage aber war sehr verfänglich: Warum wollen Sie ins Ausland fahren? Ich wollte eigentlich als Grund die Krankheit meiner Frau angeben, da aber keine Kranke sollten aufgenommen werden, so änderte ich ihn. Ich wußte wohl, was ich sagte, der Kommissar aber verstand mich nicht und verlangte genaue Erklärungen. Plötzlich wandte sich einer der Deutschen an mich mit den Worten: „Sagen Sie doch einfach, daß Ihre Frau krank ist." Ich wiederholte das erlösende Wort und der Kommissar legte die notwendigen Stempel auf die Pässe.

Als wir zu unserem Gepäck zurück kehrten, hatte ein Zollbeamter bereits alles geöffnet, nichts Verbotenes gefunden, aber auch nichts entwendet. Mit leichtem Herz und Gemüt ergriffen wir unser Gepäck und eilten auf das Schiff. Die Damen zuerst, ich folgte mit den Sachen. So wir aber das Verdeck betraten, empfing uns ein Matrose mit dem Befehle, die Impfscheine vorzuzeigen: gegen die Pocken, den Fleckentyphus und Cholera. „Wir haben keine," antwortete ich. „Dann kann ich Sie nicht an Bord lassen". Der Matrose blieb fest. Es bildete sich eine kleine Hemmung der nachdrängenden Passagiere. In diesem Augenblicke kommt der Schiffarzt und fragt den Matrosen, was eigentlich los ist. Der Matrose erklärt den Sachverhalt. „Kommen Sie mit," entscheidet der Arzt und ging mit uns in sein Empfangszimmer. Der Tochter und mir wurden auch sogleich die drei Einspritzungen gemacht. Als aber die Reihe an meine Frau kam, protestierte sie heftig. Wir erklärten den Aerzten, daß sie noch zu schwach nach dem Fleckentyphus war. „Das werden wir schon ganz schmerzlos machen," sagte der Gehilfe des Arztes, während letzterer an die offene Tür ging und hinausschaute. Es wurden denn auch keine Einspritzungen gemacht. Wir mußten für die Operation nach Belieben 3000 Mark, oder drei Millionen Rubel bezahlen. Ich zog letzteres vor und gab da mein letztes russisches Geld ab, dafür waren auch die letzten Hindernisse genommen. worden. Der Weg nach Deutschland war frei!

Das Schiff „Carbo 2" war nur ein Frachtdampfer von einigen Tausenden Tonnen. Es soll früher, wie die Passagiere zu wissen meinten, hauptsächlich dem Viehtransport gedient haben, jetzt aber war es speziell für die Überfahrt der Rückwanderer umgebaut worden, indem man in den großen Lagerräumen vier Etagen hohe Schlafplätze eingerichtet hatte, so daß mindestens bis zehn Mann im bunten Gemisch neben einander liegen mußten. Der erste in der Reihe konnte auf normale Art seinen Platz einnehmen, die anderen aber mußten durch einen schmalen Korridor gehen und über sein Kopfkissen auf allen Vieren kriechen, in gebückter Stellung sich einiger Kleider entledigen und dann erst sich ausstrecken. Sehr angenehm war es wohl nicht, doch hätte man uns nur erlaubt in sitzender Stellung die fünf Tage zu verbringen, so hätten wir es alle gerne getan, so froh war ein jeder, aus dem roten Paradiese entkommen zu sein.

Außer den legalen Passagieren hatten sich aber auch zwei blinde Passagiere auf das Schiff geschlichen und sich im Kohlenraum unter den Kohlen versteckt. Da das Schiff erst den nächsten Tag abdampfen sollte, so machten die Tschekisten während der letzten Nacht noch eine gründliche

Untersuchung und fanden auch wirklich die beiden Unglücklichen. Es wird wohl die letzte Nacht ihres Lebens gewesen sein.

Die Passagiere waren in drei Gruppen eingeteilt worden. In dem großen Raum am Steuer hatte man gänzlich isoliert die Moskauer Gruppe untergebracht. Auf dem Vorderteile war die große Abteilung der 5000 Mark Passagiere und zwischen den beiden Gruppen war eine kleine Gruppe Kassen-Passagiere, die bessere Schlafplätze und besseres Essen bekamen und am Abend außerdem auch Karten spielen konnten. Man spielte sehr hoch, doch meistenteils nur mit russischem Gelde. Von diesen Passagieren wurde ich mit dem Redakteur einer kommunistischen Zeitschrift in Berlin bekannt und einem der besten russischen Schriftsteller unserer Zeit im Auslande.

In unserer Gruppe gab es auch einige interessante Personen. So war darunter eine jüdische Violinspielerin, die später in U. S. A. Konzerte gegeben hat. Ich erkannte sie später sogleich auf einem der Zeitungsbilder. Dann war mit uns auf der Rückreise aus Rußland ein Hamburger kommunistischer Matrose, der einige Eisenbahnwagen mit gespendeten Lebensmitteln und Kleidern nach Rußland begleitet und bei der Verteilung zugegen gewesen war. Der Mann war vom Kommunismus vollständig geheilt. Die interessanteste Person war aber ein altes russisches Mütterchen. Sie war der echte Typus des mit Leib und Seele seinen Herrschaften ergebenen Dienstboten. Sie hatte zu meiner Frau vollständiges Vertrauen gefaßt und erzählte ihr, daß ihre Herrschaften mit dem einzigen Sohne vor einigen Jahren ins Ausland geflüchtet waren und sie ihnen nun einige Kasten voll der verschiedensten Wert- und Schmucksachen brachte. Der Sohn würde sie im Hafen von Stettin erwarten. Sie war aber sehr besorgt, wie sie es anstellen sollte, wenn der junge Mann zufällig nicht da sein sollte, oder sie sich nicht erkennen sollten; denn sie sprach nicht ein Wort deutsch. Da sie aber die Adresse ihrer Wirtsleute hatte, so war es nicht schwer sie zu beruhigen. Wie strahlte aber ihr Gesicht und das Gesicht eines 17 — 18-jährigen jungen Mannes, als das Schiff in Stettin anlegte!

Das Essen in unserer Gruppe war ziemlich einseitig und bestand hauptsächlich aus sehr speckreichen Bohnen, eines meiner Lieblingsgerichte. Jeder bekam so viel er wollte, was denn von mir auch auf das äußerste ausgenutzt wurde. Was die Schiffsgesellschaft an mir aber verlor, ersetzte sie teilweise an meiner Frau, derer geschwächter Magen die schwere Kost nicht vertrug. Zufällig aber fand sich auch hier ein Ausweg. Ich bat den Schiffsdoktor, meiner Frau Krankenkost verabreichen zu lassen, er sagte aber kategorisch ab, da sich schon zu viel Kranke gemeldet hätten. Als der Arzt gegangen war, gab mir eine Rußlanddeutsche aus der Moskauer Gruppe, die für eine unentgeltliche Überfahrt Kartoffeln schälen mußte und das Gespräch mit dem Arzt gehört hatte, den Rat, mit dem Koch zu sprechen. Der Koch war ein freundlicher Mann und war auch sogleich einverstanden. Als ich mich aber mit einigen Cognaks in der Kantine erkenntlich zeigen wollte, lehnte er es entschieden ab.

Die Brotfrage war aber auf dem Schiffe sehr kritisch. In Petersburg konnte man kein weißes Brot bekommen, schwarzes aber wahrscheinlich auch nicht. Wir bekamen dafür aber die ersten zwei Tage je ein kleines Säckchen mit alten Schiffszwieback, die meisten derselben waren aber bereits so alt, daß sie größtenteils über Bord gingen. Erst zwei Tage später

blieben wir vor Reval auf hoher See stehen, bis ein großes Motorboot eine große Ladung Weißbrot und Wurst an Bord brachte.

Nachdem wir das Schiff in Petersburg betreten hatten, durfte niemand mehr an Land gehen. Am nächsten Morgen wurden die Anker gelichtet, und mit halber Geschwindigkeit fuhren wir stromabwärts. Die Stadt hatten wir bald hinter uns. Dann kamen die flachen Ufer der Neva-Mündung. Auch sie verschwanden, bald aber zeigten sich weit im Meere die Umrisse einer Stadt: es war die Festung Kronstadt. Wir fuhren ganz in der Nähe des Hafens vorbei und konnten mit bloßem Auge die kläglichen Überreste der einst stolzen russischen baltischen Flotte sehen. Während der Revolution und des Aufstandes gegen die Sowjetregierung waren viele Schiffe versenkt, zerschossen und verbrannt worden.

Im Meere hatten wir noch einige Stunden Aufenthalt bei Reval und in der Nähe einiger während eines furchtbaren Schneesturmes untergegangenen deutscher Schiffe. Wir nahmen einige Mitglieder der deutschen Bergungsmannschaft an Bord.

Das Wetter war im allgemeinen sehr angenehm, so daß fast niemand seekrank wurde. Nach fünf Tagen ruhiger Fahrt gelangten wir in die Mündung eines schmalen, aber tiefen Flusses, mit ungemein flachen Ufern, die nicht selten nur einige Fuß aus dem Wasser ragten, dann fuhren wir durch einige Kanäle in größere Seen. Bei einem kleinen Orte legte das Schiff an. Ein Schiffoffizier ging in alle Räume des Schiffes mit der Meldung, daß alle Passagiere aus Moskau das Schiff zu verlassen hätten, da ein kleines Kind an einer ansteckenden Krankheit gestorben sei. Wir drei verschwanden sogleich im Innern des Schiffes und fuhren bald weiter. Die Moskauer Gruppe aber kam auf einige Wochen in ein Lager mit sehr strenger Quarantäne.

Gegen Abend kamen wir in Stettin an. Hier gab es keine Schwierigkeiten, aber dafür großartig liebenswürdige und zuvorkommende Polizisten (Schupo). Der diensthabende Zollbeamte schien aber sehr schlechter Meinung über die Bagage der Rückwanderer zu sein; denn als ich mein Gepäck auf den Tisch legte, gebrauchte er ein Wort, ich glaube es war „Plunder," so daß ich rasch alles wieder ungeöffnet zurücknahm. Für die halbstündige Fahrt vom Landungsplatz bis zum Bahnhof bezahlten wir dem Kutscher 500 Mark und für die einige Stunden dauernde Eisenbahnfahrt im Schnellzuge nur 480 Mark. Der Preis des Dollars schwankte zu der Zeit zwischen 3 —4000 Mark.

Der Zug donnerte durch die Heimat meines Urgroßvaters. Hätte sie mir gerne angesehen, es war aber stockfinster, so daß man nichts unterscheiden konnte.

Die ersten Stunden im Wagen verflossen ungemein rasch, obzwar wir gar nicht schlafen konnten. Schuld daran waren wieder die Kommunisten, dieses Mal aber waren es die deutschen. In der Nebenabteilung ging es laut her: in den höchsten Tönen stritten sich einige Passagiere mit einem Kommunisten. In unserem Abteil wurden wir auch sehr eifrig ausgefragt. Wir erzählten frisch von der Leber von den Zuständen in Rußland. Einige unserer Nachbarn kamen ebenfalls zu uns herein, so wie sie aber etwas erfuhren, daß ihnen paßte, gingen sie wieder zurück und rieben es dem Kommunisten unter die Nase. Schließlich kam dieser auch in unser Abteil und begann mit mir zu streiten. Ich nahm kein Blatt vor den Mund. Er wird doch wohl den kürzeren gezogen haben; denn er wurde zuletzt grob und sagte, daß man eigentlich ähnliche Passagiere gar nicht in Deutschland hereinlassen oder mit den nächsten Zuge

wieder zurückschicken sollte. Ich dagegen riet ihm, auf sechs Monate nach Rußland zu reisen, und alle Genossen mitzunehmen und dann wieder heimzukehren. Dann würde es keine Kommunisten mehr in Deutschland geben.

Spät in der Nacht kamen wir in Berlin an. Wir blieben alle auf dem Bahnhofe. Um sieben Uhr des Morgens verließ ich meine Reisegenossen, um unseren Verwandten Johann Esau, Mitglied der Studienkommission und der deutschen Mennonitenhilfe, aufzusuchen. Wurde von dem Ehepaar auch auf das freundlichste empfangen, nur mein Überrock wurde sogleich vorsichtshalber auf den Balkon getragen. Esau verließ uns bald und brachte einige Stunden später ein Schreiben des Reichskommissars, laut dessen unser zukünftiger Wohnsitz Lager Lechfeld in Bayern sein sollte, die Verpflegung aber von der deutschen Mennoniten-Hilfe übernommen werde.

Wir wären noch gerne einige Tage in Berlin geblieben; der Gesundheitszustand meiner Frau war aber so besorgniserregend, daß wir noch an demselben Tage die Stadt verließen und mit dem Schnellzuge nach Augsburg abdampften. Die Passagiere waren wieder sehr neugierig, freundlich und zuvorkommend. Für unsere Tochter wurde eine Sammlung von 35 Mark gemacht, damit sie sich Süßigkeiten kaufen konnte. Ich bekam von einem Herrn eine pickfeine Zigarre spendiert und als Frau und Tochter spät abends sich entgegen den Eisenbahngästen auf ihren Bänken niederlegten, wurden sie von den Passagieren in Schutz genommen, als der Schaffner sie wecken wollte

In Augsburg mußten wir umsteigen und gelangten um die Mittagszeit in Lechfeld an.

Die ganze Reise hat fast 4½ Monate gedauert, fast ebenso lange, wie die Reise des Urgroßvaters vor über hundert Jahren.

G. LOEWEN

Abschied von Arkadak*

Die Zeit ist da, ich muß dich nun verlassen,
Mein freundlich Dörfchen, vielgeliebter Ort;
Ich hoffte, hier im Tod einst zu erblassen,
Und sieh! das Schicksal treibt mich weiter fort.
Wie liebt' ich deines Waldes stille Räume,
Das Rauschen deiner dichtbelaubten Bäume,
Das Wasserrieseln in dem Tale dort!

Manch schöne Stunde durft' ich hier genießen
In stiller Einsamkeit, mit Gott allein,
Und wollte dies und das mich oft verdrießen,
In dir, Natur, vergaß ich alle Pein.

*) Vorgetragen vor elf Jahren am Abschiedsfest in der Kirche zu Wjasemskoje — Arkadak, als eine Gruppe von Immigranten, in der auch der Verfasser des Gedichtes sich befand, fertig war, nach Canada auszuwandern.

Du säuseltest dein müdes Kind in Schlummer,
Sooft das Herz bedrückt' ein schwerer Kummer
Und schlossest warm in deinen Schoß mich ein. —

Nun geh' ich fort, du wirst so weiter rauschen,
Und blühn' und grünen jedes junge Jahr.
Ich darf nie mehr auf deine Stimme lauschen,
Mir biet'st du deinen Schoß nie wieder dar. —
O segne die, die nach mir zu dir eilen,
Um von dem Schmerz des Lebens sich zu heilen!
O bad' auch ihnen ihre Seele klar!

Und nun leb' wohl, o Heimatflur, du traute!
Wald, Bächlein, Wiesen, Garten mein, ade!
Mein warmes Häuschen, das ich selbst mir baute,
Aus dem ich nun mit schwerem Herzen geh.
Ihr Schränke mit der Bücher langen Reihen,
Stets so bereit, mein Herze zu erfreuen,
Zu überheben mich dem Erdenweh. —

Leb' wohl, Gemeinde, lebet wohl, ihr Freunde,
Die nimmer, nimmer ich vergessen will!
Es gab 'ne Zeit, wo innige Lieb' uns einte....
Doch still, mein Herz — es tut zu weh — schweig still!
Mög' Gottes Gnade treulich euch bewahren,
Bis wir, vielleicht nach wenig kurzen Jahren,
Dort einziehn', wo nichts herrscht als Gottes Will'. —

Lebt wohl, ihr Kinder, die ihr einst so gerne
Um mich euch schartet, gern mir nahe bliebt! —
Daß ihr alsdann getreten mir so ferne,
Wie hat es in der Seele mich betrübt!
Einst kommt die Zeit, da werdet ihr bekennen,
Wenn euren frühern Lehrer man wird nennen:
„Ei ja, gewiß, er hat uns doch geliebt!" —

Leb' wohl, mein Sohn, du Stück von meinem Herzen!
Du, Schwiegertochter, du, mein Enkelkind!
Ich geh' von euch mit tausend bittern Schmerzen,
Und ewig bleibt mein Herz euch treugesinnt.
Himmlischer Vater, schlinge deine Arme
Um diese drei und halt' sie warme, warme,
Bis sie dereinst vor deinem Throne sind! —

Ade, du Staub dort unterm Grabeshügel,
Einst meiner liebsten Seele sterblich Haus!
Wie oft auf des Gedankens schnellem Flügel
Werd' eilen ich von fern zu dir hinaus!
O ruhe sanft, mit Erde zugedecket,
Bis einst Posaunenton uns all' erwecket
Und wir eingeh'n ins ew'ge Vaterhaus!

Was heißt völkisch?

Von Heinrich H. Schröder

2.

Der Franzose **Rousseau** hat folgende Grundsätze vertreten:

1. **Alles was Menschenantlitz trägt ist gleich.**
2. **An einer gewissen Ungleichheit der Menschen ist die Umwelt schuld; denn von Natur kommen die Menschen gleich gut auf die Welt.**

Auf diesen Sätzen Rousseaus ist die französische Revolution vom Jahre 1789 (dem Geburtsjahre Johann Cornies!) begründet, mit ihrer Forderung von: Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit.

Unter „Freiheit" verstand man die Freiheit zur Befriedigung egoistischer Bedürfnisse. Nach dem bekannten Grundsatz: „Jeder kann machen was er will" (laissez faire, laissez passe). Solche Auffassung von Freiheit bezeichnet man auf gut deutsch mit Willkür. Die praktischen Auswirkungen des französischen Freiheitsbegriffs haben wir Rußlanddeutschen zur Genüge am eigenen Körper verspürt, so daß ich es mir ersparen kann, darüber noch mehr zu sagen.

Unter „Brüderlichkeit" verstand man die Brüderlichkeit in der eigenen Klasse, in der Loge oder sonstiger Klasseneinrichtung. Niemals aber Brüderlichkeit im Volke. Es wurde der härteste Klassenkampf gepredigt. Stand gegen Stand, Beruf gegen Beruf ausgespielt. Außer Deutschland, erlebt ja die ganze Welt den Klassenkampf noch täglich. — Und unter dem Begriff „Gleichheit" verstand und versteht man weiter nichts, als gleichmachen, austeilen, nach dem bekannten jüdischen Rezept: „Was dein ist, das ist mein, was aber mein ist, das geht euch nichts an."

Der Kommunismus, der Marxismus mit seiner oft zu Unrecht geführten Prägung „Sozialismus;" alle führen sie zurück auf die französische Revolution, alle sind sie begründet auf der Gleichheitslehre von Rousseau.

Vom Volke aus gesehen, völkisch, kommen wir zu der Erkenntnis, daß nicht einmal zwei Menschen vollkommen gleich sind. Sie mögen sich noch so ähnlich in ihrem äußeren Erscheinungsbild sein, man wird bald merken, daß sie in ihrer charakterlichen Haltung doch nicht ganz gleich sind, daß der eine mehr nach der Mutter, der andere mehr nach der Großmutter oder nach dem Großvater geraten ist. Wir brauchen nur mit offenen Augen durch die Natur zu schreiten, und wir erleben nirgends eine vollkommene Gleichheit, dafür aber überall eine ganz natürliche Ungleichheit.

Und wenn wir Eltern und Erzieher genau unsere Kinder beobachten, dann werden wir auch bald zu der Erkenntnis kommen, daß man lange nicht immer aus den Kindern das machen kann, was man gern möchte, daß hier doch ganz gewaltige Schwierigkeiten uns entgegenstehen. Wie oft hört man Vater oder Mutter sagen: etj weet nijh, waut etj met onsim Jung maoyki saul. Wäm litjint dee bloß? — Und vergebens sind alle Anstrengungen. Aus dem Bernd war kein Schmied zu formen, aber ein tüchtiger Lehrer ist er später geworden. Der Hans wollte nur Bauer sein. Alle Bemühungen, ihn in die Müllerjacke zu stecken, schlugen fehl. Er blieb Bauer und war glücklich, daß er es sein durfte.

So kommen wir bei einer genauen Beobachtung der Kinder und Menschen zu der Erkenntnis, daß nicht die Umwelt ausschlaggebend bei der Erziehung und Formung der Menschen ist, sondern daß in erster Linie die Anlagen, die der Mensch auf die Welt mitbringt, den Charakter des Menschen bedingen. Die Umwelt kann nur bis zu einem gewissen Grade gestaltend auf die Anlagen einwirken. Wo aber die Anlagen nicht da sind, da kann die Umwelt gar nichts anfangen. Aus einem Kinde, dem die musikalischen Anlagen fehlen, kann man niemals einen Musiker machen! Es ist grund verkehrt, wenn man in solchen Fällen sagt: „Übung macht den Meister." Es sollte hier richtig heißen: „Die Anlagen machen den Meister!"

Wie wir wissen, setzen sich die Lebewesen in der Natur wie auch unser Körper aus Zellen zusammen. Die Zelle ist das Grundelement unseres Körpers, sie ist die Urform alles organischen Lebens. — Die Wissenschaft lehrt uns, daß in jeder Zelle sich ein Zentralkörperchen befindet, in dem die Erbanlagen beheimatet sind. Die Anlagen werden als Gene bezeichnet und sind unsichtbar.

Den geheimnisvollen Vorgang bei der Vererbung der Gene (Anlagen) hat zuerst der Gelehrte Mende festgestellt. Er kreuzte zwei verschiedene Erbsenarten miteinander und es fiel ihm auf, daß gewisse Gesetzmäßigkeiten immer wiederkehrten. Der Vatikan setzte Mendes Schriften auf den Index. Mende aber erklärte: „Meine Zeit wird kommen." Und sie ist gekommen! Der Deutsche Correns und der Westfriese de Vries sind inzwischen zu denselben Ergebnissen wie Mende gelangt. Correns kreuzte zwei Blumen, eine weiße und eine rote, und erhielt die Farbe rosa.

Bei einer weiteren Kreuzung von rosa mit rosa Blumen, entfielen durchschnittlich auf zwei rosa Blumen eine weiße und eine rote Blume. Und so kam Correns zu dem Ergebnis, daß bei einer Kreuzung von zwei etwa gleichen Organismen mit verschiedenen Anlagen (die rosa Blume enhielt die Anlage rot und weiß), 50% Mischlinge (rosa), 25% rot und 25% weiß entstanden. Er kam zu der Erkenntnis, daß bei einer Kreuzung von zwei Mischlingen, von zwei Bastarden (rosa mit rosa), die alten Erbanlagen sich wieder aufspalten und ihren Weg gehen (rot und weiß gehen wieder ihren Weg) und die Hälfte der Nachkommen in der ersten Generation Bastarde (Mischlinge) bleiben. — Die Spaltung der Erbanlagen lehrt uns, daß es eigentlich keine neuen Rassen gibt, sondern daß bei Mischungen immer wieder die alten Bestandteile hervorbrechen.

Es ist hier nicht der Platz auf die Lehren von Mende, Correns und de Vries näher einzugehen. Wir wollen nur die wichtigsten Erkenntnisse und die völkischen Folgerungen festhalten.

Eine wichtige Erkenntnis aus der Vererbungslehre ist die, daß Gott niemals gewollt hat, daß Menschen mit allerlei Laster behaftet, diesen Erdball bevölkern, sondern daß den Menschen selbst die Schuld dafür trifft. Durch langjähriges unmoralisches Verhalten ist der Mensch in der Lage Aenderungen in seiner Erbanlage zu bewirken. Es müssen dann Kinder und Kindeskinder für die Sünden der Väter und Urahnen büßen! — Und umgekehrt wirkt sich eine charakterlich hochwertige Haltung der Urahnen noch lange auf die Nachkommen aus. — Es hängt hier so unendlich viel von einer glücklichen Gattenwahl ab!

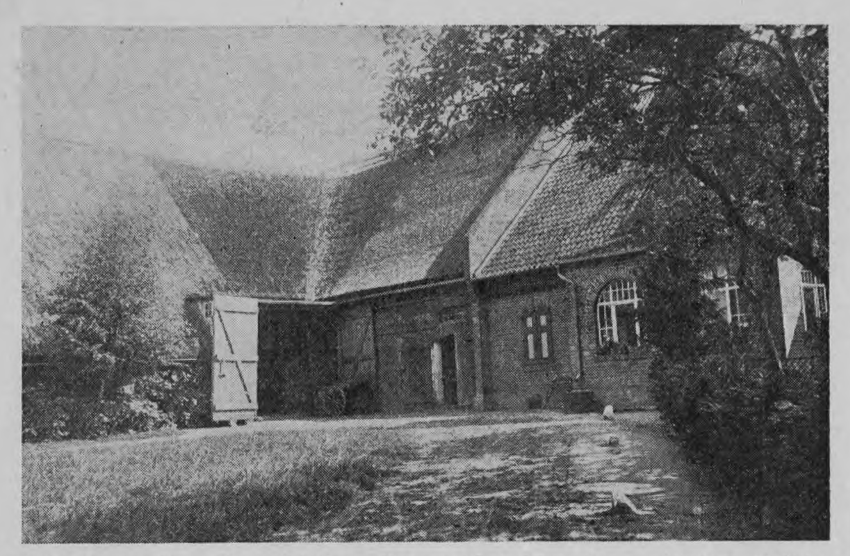
Die Menschen begehen die Fehler,

Die Mennoniten in Deutschland

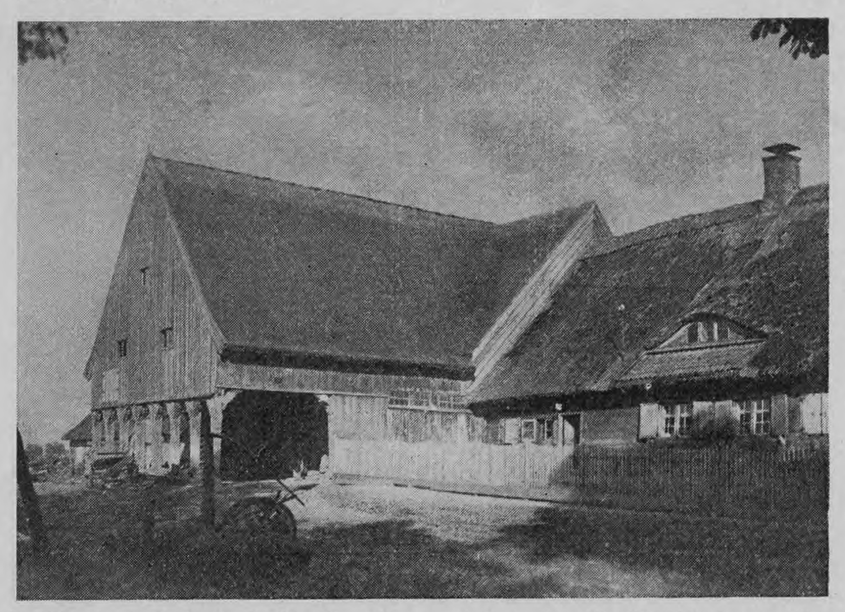
Die folgenden 7 Bilder wurden in diesem Sommer (1936) von H. Schröder in der Weichsel-Nogatniederung in Westpreußen, dem Heimatgebiet der Rußlandmennoniten, aufgenommen und uns für die „Warte" zugesandt. Auch der Text zu den Bildern ist vom Einsender.



Ruhig fließt die Nogat durch Marienburg, der Strom an dem seit 3 Jahrhunderten die Friesen eine neue Heimat gefunden. Wir sehen hier das Bad Marienburg.



Erbhof von Cornelius Dirksen, Marcushof. Wohnhaus, Stall und Scheune befinden sich nach alter friesischer Sitte unter einem Dach. Die Scheune ist mit Schilf gedeckt.



Erbhof von Johannes Pauls, Marcushof, in der Nachbarschaft von Cornelius Dirksen. Es ist einer der ältesten Höfe, die sich in der Weichsel-Nogatniederung befinden. Man schätzt sein Alter auf weit über 200 Jahre. Im 19. Jahrh. befand sich der Hof im Besitze der Familie Peters. Von hier aus ist die Familie Heinrich Peters 1843 nach Rudnerweide, Süd-Rußland ausgewandert..



Im Garten von Cornelius Dirksen. Ein Teil seiner Familie. Von 15 Kindern leben noch 11, wovon 6 auf dem Bilde festgehalten werden konnten.



Vorderansicht des alten Petershofes. Vor dem Hauptgebäude sehen wir noch einen kleinen Anbau, „de Omke-Stoov“; der Aufenthaltsort für die Großeltern. Hier konnten sie mehr oder weniger ungestört ihren Lebensabend verbringen.



Die heutigen Bewohner des alten Hofes. Von links: Erbhofbauer Johannes Pauls mit seinem Söhnchen, Mutter Kath. Pauls geb. Ewert (Tochter des Aeltesten David Ewert aus Tragheimerweide, der in diesem Hause seinen Lebensabend verbrachte und 1912 im Alter von 92 Jahren starb), Frau Hetje Pauls geb. Albrecht mit Töchterchen und Nichte.

Der kleine zukünftige Erbhofbauer vor der Haustür (Seitenansicht). Die Tür ist wie die ostfriesische „Agterdöör" in wagerechter Linie doppelteilig.

nicht die Natur. Die Natur handelt immer richtig. Fehler entstehen dann, wenn von außen gegen die Naturgesetze verstoßen wird. Die Naturgesetze können von Menschenhand niemals abgeändert werden. Rousseau mußte mit seiner Lehre scheitern, weil er das Gesetz der Ungleichheit in der Natur unberücksichtigt ließ. Die völkische Weltbetrachtung sieht im Gesetz der Ungleichheit eines seiner wesentlichsten Fundamente und steht damit der Lehre Rousseaus und der französischen Revolution diametral gegenüber.

Die völkische Weltbetrachtung ist nicht in Paragraphen festgelegt, sondern wächst von unten aus der gesunden Zelle des Lebens. Es ist kein Dogma, sondern ein tägliches neues Erleben. Aus dem Erleben in der Natur zieht der völkische Mensch immer neue Kraft und Erkenntnisse, und aus den Erkenntnissen Folgerungen für sein Handeln. Wir Menschen sind alle im Wachstum begriffen (müßten es wenigstens sein!). Wer stets im Wachstum begriffen ist, kann auch niemals „fertig" sein. Es wäre traurig genug, wenn wir fertig wären; denn dann bliebe ja nichts mehr zu tun übrig!

Aus der Zellenlehre geht hervor, daß nur das wirklich Gesunde schöpferisch fruchtbar ist. Die Natur selbst übt stets eine sehr strenge Auslese aus. Alles Kranke wird von der Natur mit unerbittlicher Strenge ausgemerzt. Auch die Menschen müßten aus dem Naturgesetz, das da lehrt, daß nur das Gesunde schöpferisch fruchtbar ist, daß nur das Gesunde auf die Dauer Werte zu schaffen vermag, die Folgerung ziehen, den Körper besonders zu pflegen und niemals zu vernachlässigen, denn nur in einem gesunden Körper wohnt auch ein gesunder Geist!

Körperpflege und die Gesetze zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, die gegenwärtig in ganz Deutschland durchgeführt werden, sind völkische Folgerungen aus den Naturgesetzen, sind Notmaßnahmen, die zur Sicherung der Zukunft des deutschen Volkes dienen.

Die Körperpflege und die Verhütung erbkranken Nachwuchses allein genügen noch nicht, um ein Volk im völkischen Sinne zu erhalten.

Jeder wahrhaft völkische Staat wird seine Politik auf den Rassengedanken aufbauen müssen. Der Jude Rathenau hat die These aufgestellt: „Die Rassenfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte." — Die Juden hatten diese Wahrheit schon lange erkannt, wir leider nicht. Heute sehen auch wir ein, daß nicht die Umwelttheorie eines Rousseau, sondern die Rassen- und Volksfrage das Bestimmende im Leben der Menschen ist. Man darf den Rassengedanken nur nicht zu oberflächlich fassen. Durch eine oberflächliche Betrachtung ist leider schon viel Verwirrung entstanden. Bestimmend für den rassischen Wert eines Menschen sind niemals die rein äußeren Merkmale, etwa die braunen Augen und blonden Haare, sondern der Charakter, die Rassenseele, der ganze Kerl! Körper und Seele bilden im Menschen eine Einheit, wenn der Mensch gesund ist. Es gibt genügend Beispiele von Menschen, die in sich vollkommen ausgeglichen sind und deren ganzes Leben eine große Harmonie darstellt. Als größtes Vorbild einer ausgeglichenen charakterstarken Persönlichkeit steht vor mir, nächst meinem Führer Adolf Hitler, der Pädagoge Wilhelm Rein, zu dessen Füßen ich drei Semester sitzen durfte. Er verkörperte trotz seinen 81 Jahren die ewige deutsche Jugend. Hier erlebte ich mit Schiller zu reden „die schöne Seele," die größte Harmonie von Körper und Geist, den wirklich edlen Menschen, dessen Leben in dem Satz Ausdruck gefunden hat, den er

selbst einmal prägte: „Wer aus dem Volk zum Volke strebt, ist wert, daß er im Volke lebt!"

Zusammengefaßt wollen wir unsere völkischen Erkenntnisse aus beiden Aufsätzen nach folgenden Punkten ordnen:

1. Es gibt keine natürliche Gleichheit, es gibt nicht zwei Blätter, die vollkommen gleich sind, sondern es gibt überall eine natürliche Ungleichheit.

2. Nicht die Umwelt formt den Menschen, sondern der Mensch wächst aus einer bestimmten Summe von Anlagen. Die Umwelt vermag nur die Anlagen bis zu einem gewissen Grade in Eigenschaften zu formen.

3. Nicht die Umwelttheorie eines Rousseau, sondern die Rassen- und Volksfrage ist der Schlüssel zur Weltgeschichte.

4. Nicht die äußeren Merkmale sind stets bestimmend für den rassischen Wert eines Menschen, sondern die Rassenseele. Wenn auch zugegeben werden muß, daß in vielen Fällen das äußere Erscheinungsbild mit dem inneren Wert zusammenfällt.

5. Innerhalb des deutschen Volkes, welches nicht mehr eine Rasse, sondern ein Rassengemisch darstellt, ist die nordische Rasse die bestimmende.

6. Jedes Volk hat von Gott seine Mission erhalten und ist hochwertig in dem Raum, in dem es seit Urzeiten beheimatet ist. Es hat in seinem Urheimatgebiet eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen. Die Juden in Palästina, die Neger in Afrika, die nordischen Völker auf der nördlichen Halbinsel. Jedes Volk wird auf die Dauer weniger wert, wenn es einen Raum zu bewohnen sich anschickt, der klimatisch und geologisch nicht seiner rassischen Beschaffenheit entspricht.

7. Das Erbgut bildet in der Geschlechterfolge ein zusammenhängendes Ganzes. Es ist ewig jung. Ein biologisches Alter gibt es an sich nicht. Das Sterben der Völker und Kulturen ist keine Naturnotwendigkeit, sondern wird erst herbeigeführt, durch artfremde Mischungen (vgl. den Untergang der Griechen!).

8. Die rassische Substanz eines Volkes ist das Entscheidende; sie ist unersetzlich. Die Erhaltung der Substanz in ihrer Ursprünglichkeit ist die Vorbedingung jeder Höherentwicklung eines Volkes.

9. Umgekehrt ist der Verlust dieser Substanz der wahre Grund für den Verfall eines Volkes und damit seiner Kultur, wie uns das die Geschichte so oft gezeigt hat.

10. Drei Vorgänge zeigen den Verfall eines Volkes an:

a) Allgemeiner Rückgang der Volkszahl durch Geburtenschwund.

b.) Rückgang der rassischen Wertigkeit durch Gegenauslese; d. h. wenn die Hochqualifizierten sich weniger vermehren als die Minderwertigen.

c.) Verschlechterung des Mischungsverhältnisses durch Fremdkreuzung. Wenn zum Beispiel hochwertige nordische Bauern sich mit Spaniern oder Paraguayern u. s. w. vermischen.

„Unser Volk"

Du bist oft den Weg gegangen
In alter und in neuer Zeit:
Unwirklichkeit verlangen
Ist deine Wirklichkeit.

Fritz Senn

J. H. JANZEN • Vancouver

Auf Ivan Ivanowitsch Cornies' Tod

Nicht Menschen sind es, die zu sterben geh'n, —
Es ist die Zeit, in der wir leben, lieben ....
So viele schon sind hin, die wir geseh'n,
Gekannt, geliebt .... Nur wenige geblieben ....
Es sproßt ein neu' Geschlecht empor,
Das and're Ziele sich erkor,
Auf and'ren Pfaden strebt zum Licht, —
Und oft verstehen wir es nicht.

Vom starken Stamm der letzte Zweig fiel ab;
Ivan Ivanowitsch ist auch hindurchgedrungen;
Es sank ein Mann von dem Geschlecht in's Grab,
Das um das Wohl des Volkes stets gerungen,
Und Wohlfahrt ihm die Liebe war,
Das traute Nest, in welchem wunderbar
Die Liebe wachsen konnte und gedeih'n:
Familie, Haus, Hof und das Glücklich-Sein!

Einst baute dies Geschlecht in großem Stil
Auf weiter Ebene das reiche Gut
Sich und dem Menno-Volk; — nichts war zu viel
Als Opfer für die Wohlfahrt. Froher Mut
Beseelte es zu kühner Tat;
Von ihm kam manch' ein guter Rat ....
Und als die Siedlung fest bestand,
Hat sich's der Schule zugewandt.

So half der Cornies-Stamm zu jeder Zeit
Dem Menno-Volk auf seinem schweren Weg,
Wies ihm das Heim mit seiner Sicherheit,
Und auf zum Glück der Liebe schmalen Steg.
Stand fest das Haus, so sorgte man,
Daß es zu füllen sich begann
Mit dem, was Leib und Geist erquickt,
Vom Erdenweh zum Himmel uns entrückt.

Und als im Weltenbrand das reiche Gut
Mitsamt der Heimat Staub und Asche ward,
Hat dieser Mann, der nun im Grabe ruht,
Ein Herz voll treuer Liebe sich bewahrt ....
Das Herze, das im hohen Flug
Für Haus und Volk in deutscher Treue schlug,
Nahm seine Liebe in die Armut mit
Und liebte noch, als es unsäglich litt.

Im Morgenglanz flog auf einst sein Geschlecht,
Ward Führer seinem Volk zu Heim und Glück ....
Im roten Abendschein trug schlecht und recht
Sein Letzter mannhaft noch sein herb' Geschick.

In stillem, frohem Wandel predigt' er:
„Wär' auch das Leben noch so arm und schwer, —
Wo Menschen wohnen, eins in Lieb' und Treu,
Da ist die Freude alle Morgen neu!"

Er ging. — Sein Segen seinem Volke blieb.
Im Sturm der Zeit, — was ewig war daran,
Das stille Heim erfüllt von treuer Lieb'
Kann nicht verweh'n. Dank sei diesem Mann!
Und wo trotz Falschheit uns'rer flachen Welt,
Im trauten Heim die Freude Tafel hält
In unserm Volk, da, — wenn auch nicht aus Stein, —
Steht ihm ein Denkmal: dankbar denkt man sein!

FRITZ SENN

Peter Quapp

(Auszug aus „Panta Rei" von Fritz Senn)

. . . . Da gedenke ich einer Selbstschutzepisode.

Ein deutscher Sergeant — sein Name ist mir entfallen—vom 182er Sächsischen Infanterieregiment hat anno 1918 ein ganzes Lexikon von Kasernenhofausdrücken mit nach Südrußland gebracht und hat dann nach langem Suchen einen neuen Ausdruck finden müssen. Der saß dann wie angeleimt.

Die Geschichte verhält sich so:

Die mennonitische Jungmannschaft wurde für eventuelle Fälle ein bißchen gedrillt, sehr zum Verdruß und Aerger der Graubärte und Pharisäer, die an dem Worte Wehrlosigkeit gleichsam wie an einem Bonbonschnuller herumlutschten. Aber der junge Enthusiasmus ließ sich nicht dämpfen und wieherte und gröhlte über den alten verfilzten stocksteifen Wahneifer.

Wir hatten den Sergeanten lieb wie unsereinen und lauschten stundenlang mit aufgesperrtem Munde seinen Erlebnissen, die er mit saftigen Provinzialismen an den Mann brachte.

Da war die Geschichte von einem „siebengelenkigen zusammengeklappten Klumpfuß," der sich als kulinarischer Ausschweifer zu Tode fraß. —

Und nun war da einer von unseren „Bundmonnisten," an dem die Drillfuchtel dieses lakonischen Sachsen zu schanden ward.

Gleich in der ersten Exerzierstunde gab es höllisches Gelächter und Malheur. Der Sergeant spritzte und schwitzte. War das noch deutsch? Bombenelement!

Unser „Bundmonnist" — heißen wir ihn Peter Quapp — stand augenblinzelnd wie ein nasser Pudel, steckte von saftigen Ausdrücken vielleicht etwas ein, vielleicht auch nicht. Ging es nun an ein „Schultern" oder „Präsentieren" des Gewehrs, so stand dieser Mennonitenlümmel wie der Turm von Pisa: ich steh, wenn auch nicht kerzengrad. —

Quapp mußte vortreten. Der Sergeant umging ihn und prägte den Kosenamen „vorsintflutliches Riesenfaultier."

Gebrüll und Bauchhalten unsererseits.

Quapp ließ die Knarre fallen.

Halbgebückt grabschte er mit der linken Hand danach und stand dann wieder wie ein windschiefer Baum.

„Zurücktreten." Treten und Schleifen ist zweierlei.

Wieder „Schultern" und „Präsentieren." Nun war es heraus.

Bei seiner steifen Ruhe und Behäbigkeit war dieser Kerl auch noch linkisch und verhaspelte sich mit seinen Pranken, die groß und schwer wie Kohlenschaufeln waren. So hatte er das Gewehr einmal auf der linken, einmal auf der rechten Schulter.

„Dich muß ich aber nach Dresden ins Unikummuseum bringen," lachte der Sachse, „da kauf ich dir einen Köcher mit der Mistgabel drin, du verzauberter Knarrenhans."

In der nächsten Exerzierstunde das alte Lied. Quapp stammelte Entschuldigungen. Er sei von jung auf ein „Linkpot." Der Sachse stand breitbeinig und juxte: „Du gepflegter Nervenfresser. Deinen Verstand könnt ich im Nähhut einsalzen." Trotzdem schwor er, er wolle ihm noch Schneid beibringen, daß er mit gebundenen Füßen den laufenden Hasen einholen und zugleich barbieren könnte. „Jawohl, du „linkpotige Bauchstelze."

Dabei blieb es. Die deutschen Truppen gingen in die Heimat, und Quapp war seinen Quälgeist los. —

Die linkpotige Bauchstelze saß später hoch zu Roß, mit der Knarre auf dem Rücken. Die Steigbügel waren viel zu kurz. Desto besser war der Gaul, ein mittelgroßer Rappe, mit dem trockenen Kopf eines Vollblüters. Pflege und Schneid, die seinem Besitzer abgingen, schien er von demselben zu empfangen.

So ritten wir, geführt von einem Kosakenoffizier, auf Patrouille.

Sechzehn Mann.

Wir ritten im Nebel über schwachgefrorene, naßverschneite Aecker, durch ein Russendorf und wieder über leeres Gelände.

Mitunter wurde gesungen. Das Uhlandlied vom guten Kameraden, oder Herweghs „Die lange Nacht ist nun herum, wir reiten still, wir reiten stumm." —

Wir nahten uns einem Dorfe, wo aus etlichen Kornböden Rauchfahnen gen Himmel stiegen. Ein Wagentroß, mit Betten, Kindern und Angstmeiern bepackt, kam uns entgegen.

Also hier war Lunte.

Der Offizier hieß absitzen, die Gäule koppeln und Quapp dieselben in ein nahes Gebüsch führen.

Wir waren von den feindlichen Wachtposten aber schon bemerkt worden und erhielten eine Salve.

Wir verschwanden im Gebüsch. Der Feind war unruhig und lenkte seine Aufmerksamkeit auf uns. Bald lagen wir, und nun gings Knall um Knall.

Immer mehr Machnogesindel kam zum Vorschein. Verwundete sprengten zurück ins Dorf. Nun ging unsere Munition aber zur Neige. Quapp, der unruhig bei den Gäulen verweilte, schrie eins ums andere Mal um Ablösung. Eine feindliche Kugel fuhr durch seine hohe Mütze, die zur Erde fiel. Schließlich sollte er seine Munition für uns hergeben. Daraus wurde aber nichts. Er sträubte sich, wie besessen, er wollte selbst schießen.

Der Offizier gewährte seinem Wunsch.

Nun kam der Linkpot ruhig und schwerfällig wie immer zu uns. Er legte sich langgestreckt hin und prüfte das Visier. Dann nahm er das Gewehr in den linken Arm und zielte ruhig, sicher und drückte. Ein Gegner verschwand. Sein Pferd kam gerade auf uns zu gerast, und wir fingen es ein. In den Satteltaschen fanden wir ein Dutzend silberner Teelöffel, ein Frauenkleid und zwei Uhren.

Quapp ließ sich nicht ablenken und zielte wieder. Das Pferd eines Gegners bäumte hoch und blieb mit Rei-

ker zusammen ruhig liegen.

Will er noch? Will er noch einmal?

Der Gegner stutzte, machte aber noch immer nicht kehrt. Es waren so bei zwanzig Mann.

Quapp legte wieder an.

Wieder Sattelleere, Sturz und Stutzen.

Noch einmal. Derselbe Erfolg.

„Der Gegner zeigte die Schwänze seiner Gäule," wie Liliencron sagt.

Der Kosakenoffizier trat nun heran und bewunderte mit uns Quapp und sein Gewehr.

Jetzt erst nahm Quapp seine Mütze in Augenschein. Ja, die war durchlöchert. Plump und ungeschlacht stand er da, noch mit schwerem, gefüllten Patronengürtel, diese „linkpotige Bauchstelze" . . . .

ANNA BAERG

Daut framdi Grauf

Lang sen wie fondaoyg lenjs däm Wooltwajh jigaoni,
Dee Haoyfßt maold dee Bilda runtom ons soo scheen;
Toolazt hab wie beid op'm Tjotjhof jischtooni,
Enn fer ons een Grauf haulf fefoli em Jreen.

Maun sajht, daut si hia — it es aul fe Jaoyri —
Een'n Maun maol jifungi, em Schneeschtorm fefraoyri.
Tjeena tjand sieni Häakunft, tjeena wißt sienin Naomi.
Hee haft sien Jiheemnis en't Grauf metjinaomi;
Enn waut hee jitjamft enn jihaopt enn jilädi —
Dee Bläda bidatji't, dee waoyri nijh rädi. —

Enn doch haft uk am wol daut Farjaoa bischäni;
Hee haft sitj jifreit fleijht soo's dü aoda etj, —
Dee lazti Weyd aoba enn sien laztit Schtäni
Haft tjeena jiheyt. — Waut fer'n schwaoyrit Jischetj!

Fleijht lüyt eeni Muta met Bangi enn Sorji
Op äa eenzjit Tjint, daut soo lang nijh mea kaum.
Fleijht tjitjt met Traoni dee Brüt jieda Morji
Dän Wajh 'rauf, woa hee fon ar Auffscheet maol naum. —

Dee Jaori fegaoni, hee es nijh jikaomi, —
Doch jieda Haoyfßt wada — etj weet nijh woo't tjemt,
Haft tjeena fon mie doch't Feschpräytji jinaomi —
Mot etj nao däm Grauf, daut tjeen Frind sitj aunnemt.

Enn baow'r it dee Windi dän Trüamarsch sinji.
Nü horjh bloos, woo sejha enn treeßtlijh daut lüt:
Daut daut, waut jitrant wea, sitj wada waoyt finji
Daoa tüs, woa tjeen Onrajht dän Wajh mea febüt.

A. P. KLASSEN

Krieg

In unseren Dörfern war es üblich, im Frühlinge, wenn die Feldarbeiten noch nicht begonnen hatten, die Pferde, die den langen Winter im Stalle gestanden hatten, einzureiten. Die steifen Beine sollten durch das Traben durch den teigigen Straßengrund wieder geschmeidig werden. Eine andere Absicht des Frühjahrsreitens mag es gewesen sein, die im Vorjahre ausgefahrene Straße wieder aufzubessern, neu durchzukneten. Knechte, Jünglinge und Jungens schwangen sich jeden Tag nach dem Vesperkaffee auf die Pferde, und dann wimmelte die Straße voller Reiter. Manchmal ritt der ganze Troß auch zum Dorfe hinaus.

Das war eines Tages auch der Fall, als mein Onkel auf mich zukam und mich anredete. „Abram," fragte er, „willst du nicht auch mal reiten?" Mir war nicht ganz geheuer, aber wie gerne wäre ich auch einmal auf stolzem Rosse mit fliegender Mähne dahingaloppiert wie der Ulanenoffizier an der Spitze seiner Soldaten in meinem Bilderbuche. Ich überwand also den schwachen Menschen in mir und sagte mit kühnem Entschlusse: „Ja". — „Semmen," rief mein Onkel dem Knechte zu, „führ mal die „Worronjka" heraus; leg ihr aber vorher einen Zaum mit Reitzügel an."

Als das Pferd an dem Zaune stand, bestieg ich mein Schlachtroß. War das aber ein ungemein breiter Rumpf! Wie sollte ich da mit meinen damals noch so kurzen Beinen (ich mag damals etwa neun Jahre alt gewesen sein) Halt kriegen! Aus dem gestreckten Galopp konnte unmöglich etwas werden. Ich rettete mich aus der Situation, indem ich mich in einen Ulanen hineindachte, der nach der siegreichen Schlacht in Ruhe dem Hauptquartier zuritt. So ritt ich also langsam die Straße entlang. Mein Onkel muß weder von meinem Ulanenoffizier noch von der siegreichen Schlacht etwas gewußt haben; denn er sah mir nach und schmunzelte. Ungeachtet dieser Verkennung ritt ich weiter. Da plötzlich — es war bei H. Enns'ens Wirtschaft — schossen ein paar Hunde unter dem Zaune hervor und kamen wie neunzöllige Kanonengeschosse mit lautem Gegröhl auf mich zu. War das Pferd zur Seite gescheut oder von den Geschossen hinweggerissen — wer vermag das in dem Augenblicke, wo sich solche Ereignisse mit Blitzesschnelle vollziehen, festzustellen? Genug der breite Rücken unter mir war fort, und mir blieb nichts anderes übrig, als dem Gesetze der Schwere mit einer Beschleunigung von 9,81 Meter pro Sekundenquadrat zu folgen.

Noch ein Geschoß — eine „dicke Berta*) oder die dicke Worronjka — sauste dicht über mir hinweg, und das Schlachtgetümmel war verzogen. Ganz allein lag ich nun da als einziger Verwundeter auf dem Kriegsschauplatze. Oder war ich überhaupt nicht verwundet? Ich erhob mich, streckte meine Glieder — sie waren alle ganz; nur im rechten Unterarm fühlte ich einen Druck. Wahrscheinlich eine Steckkugel, ein Granatsplitter oder ein Pferdetritt. Solche Nachspielgefechte kommen im Kriege nach beendeter Schlacht nur zu oft vor. Nun hieß es aber sich in Sicherheit zu bringen und sich zu den „Seinen" zu schlagen. Bei P. Janzen's Hof begegnete ich schon einem Kollegen von der Infanterie.

---

*) 42 cm.-Geschoß in der Soldatensprache.

„Mensch," rief er mir schon aus der Ferne zu, „ich dachte, es sei um dich geschehen, als ich d a s sah!"

Die Kriegswolken verzogen sich ganz, mein Arm wurde allmählich besser, und ich konnte mich wieder der friedlichen Schularbeit widmen.

Di goodi ooli Tit

Schußtawienschi haud ema een Top met 'ni Roosischtüd em Fenßta schtaoni. Wan see Sindach morji nao dee Aundacht jintj, naum see sitj auf enn too een jungit Roostji met. Daut hilt see met däm Dümi op'm Jisankboyk, enn daut Jisankboyk hilt see schmok fer sitj. Oom Tjnalsi, waut dee Prädja wea, kun ar nijh goot liedi. See haud am 'n paoamaol aufjischnüzt. Soowaut kun hee nijh goot fejäti. Enn sieni Frü aul lang nijh.

Aewa Schußtawienschi äri Roosi haud see sitj em stelli aul lang jiboßt. It lach doch klaoa aum Dach: dee Wienschi honk äa Haoyt aun irdschi Dinj. Bie jieda Feläyjinheit schtachild see ärin Maun op jäyjin dee Wienschi.

Ooli Tjnalsi sach daut nü uk goot en, daut daoa 'ni grooti Fifaoa fer'it Mennonitentüm lach, wan Lied ema waut aundat wuki. Met de Wienschi haud daut noch soon bät 'ni aundri Biwauntnis: Dee elßti Lied em Darp kuni sitj noch biseni, daut Wienschi äri Grootmuta sieni Tiet aufjiisat wort, aus see met een Tjrietji Schtintjnäyjiltji en'i Aundacht kaum. Soon ribalschit Wäsi lach doch wol em Bloot.

Met Schußtawienschi mußt waut jidaoni waoyri. Aeri Seel enn fleijht daut gaunzi Mennonitentüm schtundi op'm Schpel. Enn rejhtijh, boolt daoyrop wort see en't Oomschtaofstji jikraoycht. Aus see daoa Sindach morji 'nen kaum, sach Oom Tjnalsi, daut deeSchpezi op äri schwaoyti Hüw wada een tjleen beßtji zetri deedi. Daut wea bie Wienschi ema een schlajhtit Teytji.

Em Oomschtaofstji weeri büta Oom Tjnalsi noch twee Prädjasch enn dree Fäasinjasch. Oom Tjnalsi funk nü aun tao tjrejhi, enn don tjrejhti dee aundri aula nao dee Reyj uk een tjlien bät. Eena tjitjt dee aundri aun, enn don tjrejhti si wada.

Daut diyd Wienschi aul fäl tao lang, enn see plauzt rüt: „Na waut huk jie hia enn tjrejhi, aus wan dee Schop di Hooßt habi. Sajht eefach, waut jie weli, wan jie äwahaupt waut fon mie weli. Wan nijh, dan gao etj naohüs aoda en'i Tjaoytj."

Läpeljeeta Heibrajht, dee älßta Fäasinja, tjrejht wada een beßtji enn läd loos: „Wienschi, Jie sen biem Fäaschtaunt feklaoycht." —

„Waut Schinda, etj feklaoycht? Woafäa? Woyrom? Hab etj jischtaoli, jilaoygi, hab etj mie fegaoni, hab etj wäm jischmäyt aoda omjibrocht?"

„Na Wienschi," säd dee tweedi Fäasinja, „hia Oom Tjnalsi wel met die dee Sach birädi."

Wienschi: „Na, dan räd!"

Tjnalsi: „It es mau wäyjin dee Roosi, dee dü manjhmaol nao dee Aundacht brinjßt."

Wienschi: „Enn waut enn eeni eenzji Welt habi jünt mieni Roosi jidaoni?"

Oom Tjnalsi: „Eyschtins, dee Lied tjitji soo sea daoynao enn daut schteyt an en äri Aundacht. Tweedins, dü haßt dieni Jidanki uk mea bie dee Bloomi aus bie dee Prädj . . . ."

„Etj waoa jü waut saji, Ooms," fol Wienschi am en'i Räd, „taom eyschtin, it es doch bäta, daut etj nao

'ni Roos aus nao aundri Tjeedls tjitj. Taom tweedin, waut jüni Prädj aunbilangt, dee kun etj aul fer tien Jaoa ütwandijh. Taom dredin, jüni Wiewa sen tao dwautsch, schmoki Roosi aunt Bleyji tao tjriei. Taom feedin ...."

„Wacht maol, Wienschi," säd dee tweedi Fäasinja ....

„Nä, jie tjeni wachti," säd dee Wienschi, enn dee Schpezi op äri Hüw zetadi gaunz jifäyrlich, „wan jie op'i Kaunzil schtaoni enn kolbäytjri, dan mot etj mieni Frät hooli. Nü aoba räd eti. Taom feftin, ... waut es mie nü sowaut ....!?"

Eena naom aundri fon dee Doms weyri schtel üt'm Schtaoftji en'i Tjaoytj jigaoni, enn Wienschi haud en ärim Jewa nuscht daoyfon fenaomi. See schtund noch ema enn hilt eenin Finja aun äri lintji Haunt met däm Dümi enn eyschtin Finja fon dee rajhti Haunt. See wul dän Finja jraod taom feftin Maol omtjnetji, aus see met eenmaol en wort, daut see gaunz auleen em Domsschtaoftji schtunt. Enn'i Tjaoytj fungi si uk aul aun tao sinji. Wienschi wul waut saji, aoba see wea soo dol, daut ar dee Loft een Schtoottji wajh bleef.

Geat Wiens

Aus dunkler Zeit

Die Weißen wurden von den Roten aus Jekaterinoslaw verdrängt. Unter den Ersteren waren auch etliche mennonitische Jünglinge, die irgendwo Wachposten gestanden.

Bei dem Übergang der Brücke wurde ein Jüngling verwundet. Mit großer Mühe brachte man ihn bis Nischnje-Dneprowsk, wo er starb. Mit der Leiche kam man bis Schönwiese. Auf dem dortigen Friedhof wurde er begraben; ich hielt ihm die Leichenrede.

Als die Leiche in die Grube versenkt war, fragten mich die Jünglinge, ob ich ihnen erlaube, das Lied „Ich hatte einen Kameraden" zu singen. Gerne gab ich dazu die Erlaubnis.

Schon öfter hatte ich in meinen jungen Jahren von der Jugend das Lied singen hören. Aber nie hat es so einen tiefen tiefen Eindruck auf mich gemacht, nie habe ich es so singen hören wie dort. Noch klingt mir der Gesang im Herzen, noch höre ich besonders den Tenor, dessen Stimme so wunderbar vibrierte, daß es mir durch und durch ging. Es wurde das Lied nicht mit den Lippen, sondern mit dem Herzen gesungen. Kein Wunder! Da lag zu ihren Füßen der liebe Kamerad, den eine feindliche Kugel von ihrer Seite gerissen, als wäre es ein Stück von ihnen selber.

Der Tenor hat Vater und Mutter und Schwester nie wieder gesehen; er ist irgendwo auf der Flucht, wie viele andere, gestorben. Niemand weiß um den Ort, wo er begraben. —

Seine Eltern warteten vergebens auf seine Rückkehr. Als sein Vater, der mein Schulkamerad war, auf dem Sterbebett lag, rief er immer wieder nach dem verschollenen Sohn: Jakob! Jakob! Warum kommst du nicht? Du läßt mich so lange warten! — —

Fritz Eckig

Dee Parnas

üt'm Ruschin nao Krylow

Aus üt däm oolin Friejhilaunt
Dee Jeta wordi wiet sebaunt,
Enn sitj dee Büri 't Launt endeeldi,
Wiels see sitj aus Haris feeldi,
Bleef dee Parnas uk nijh feschoont,
Met däm wort don een Büa biloont.

Enn wiels dee Büa een bät een Päsil
Heed hee aun heilja Städ dee Aesil!

Auf dän't bikaunt, auf see't jiaont,
Daut daoa dee Muusi maol jiwaont —
Woohäa see't wißti, weet etj nijh —
Jinoych see meendi unja sijh:

„Daut's nijh emsonßt . . . . !
Blos wäyjni Konßt
Sen wie op dän Parnas jibrocht!
Dee Muusi schtundi en Jedocht
Daut see toom Aewadrus aul weyri . . . .
Dee Welt wel fon ons Bätrit heyri!"

„Paußt op!" schrijht eena, „etj fang aun,
Sinjt met dan, aus een jieda kaun!
Wie bruki ons fer tjeenim schüi
Enn waoyri ons een'n Rüm opbüi,
Fäl jrata aus dee näyji Muusi,
Wann wie em ünison eyscht blaosi!
Enn daoymet ons uk tjeena schteyt,
Waoyt sooni Ordnung enjiseyt:
Wäa schlajhta siinjt aus wie, dee Jriesi
Daoyf sitj op däm Parnas nijh wiesi!"

Daut kloykjiisajdi Aesilswoyt
Bigootachti dee Aesils foyt.

Dee niei Koa funk aun tao sinji . . . .
Daut kun derjh Maoytj enn Been ons drinji.
Daut knaoyd aus düsint onjischmäydi Kaori,
Wan dee op schlajhtim Wajh maol faoyri!

Doch woymet endijhd dee Jisank?
— Dee Büa wort fon däm Heyri krank.
Hee joych dee Meißtasänja aul
Dän eyschtin Dach tridj en dän Schtaul. —

*

Etj mucht jeern auli Flänjil saji,
Sitj doch daut Schprijhwoyt üttoolaji,
Daut: Wan fon Fiew dü haßt blos Fea,
Selfskt een Troon die wea tjeeni Ea,
Wiels hee die dän Feschtaunt nijh jeft,
Aoni dän dü haßt bot nü jiläft.

Onkel Peters Geschichtenverein

Meine lieben jungen Freunde!

Heute muß ich Euch mal ein bißchen mein schwer bedrücktes Herz ausschütten. Ich habe nämlich Unannehmlichkeiten mit dem Warte-Editor. Er ist in letzter Zeit recht dreist zu mir geworden. „Auch ein Geschichtenverein," sagte er da neulich, als ich mich sorecht breit gemacht hatte neben seinem Schreibtisch und gerade anfangen wollte, vom schönen Wetter zu erzählen, „ein Verein für junge Menschen!" sagte er, „das nennt sich dann junge Menschen!"

Ich wußte noch nicht gleich, wo der Mann hinauswollte und schwieg daher. Man soll nämlich immer erst wissen, an welcher Stelle man angegriffen werden soll, ehe man sich verteidigt, sonst kommt da einigemal etwas recht Dummes heraus.

Ich war also still.

„Wie alt sind Deine Schreiber da im Verein eigentlich?" fragt der Editor dann spöttisch weiter.

„Ja, wie alt sind sie eigentlich," stottere ich — ich stottere nämlich ein ganz klein bißchen, wenn ich gegrault werde — „wie alt sie sind? Vielleicht so von 8 bis 17." —

„So — o — o," sagt er, „und der Peterchenschreiber mit dem Flitzbogen, und der kitzlige Seeräubergeschichtenschreiber, und die Hasengeschichtenschreiberin und der dicke Vetter ...." — „Peter Vetter" — verbessere ich schnell — „also der Vetter Peter — die sind alle zwischen 8 und 17? Alle höchstens in den Backfischjahren, was?"

Ich hatte mir schnell den Hut aufgesetzt, als die Rede auf unser Alter kam. Ich weiß ja nicht, wie die andern, aber mich sieht es tatsächlich nicht ganz nach 17 aus, d. h. ohne Hut, mit dem Hut, dann könnte ich leicht auch noch mal einem etwas vormachen, besonders nach Sonnenuntergang.

„Die jungen Menschen sollen schreiben!" fährt der Editor dann ungnädig fort, „ja die jungen. Wir haben," sagt er, „schon genug allerhand Jugendeinrichtungen, die wie Altenheime aussehen, in meinem Blatt soll die Jugend zu Worte kommen, die junge Jugend." —

Da wurde ich aber auch ärgerlich, ich nahm meinen Hut wieder ab; denn nun war es mir schon ganz egal: 17 oder 18, und fing nun selber an zu wettern: „Was soll ich dann wohl tun, wenn sie nun einmal nicht schreiben, die jungen Menschen. Ich kann doch nicht jedem, der mir ein kleines Briefchen schreibt eine Deutschlandreise versprechen!"

„Warum nicht," sagt er, „versprich es doch einmal, es hilft vielleicht. Übrigens ist es mir schnuppe, wie Du es machst, solange etwas dabei herauskommt. Sieh zu, daß ich nicht den Glauben an Deine Fähigkeiten verliere."

Da war es, meine Fähigkeiten! Darüber bilde ich mir nicht zu viel ein, aber wenn erst ein anderer davon spricht, da packt mich der Groll.

Ich habe mich dann sehr bald beim Editor empfohlen.

Also, meine jungen Freunde, wenn wir's mit dem Editor nicht verderben wollen, dann müßt Ihr schon etwas mehr schreiben. Etwas besonders Schönes würde ich jetzt aber gewiß nicht schreiben, nein sowas ganz Gewöhnliches, nur soviel, daß der — der — der Mensch von Editor doch sieht, daß Ihr das wenigstens lest, was in unserm Ge-

schichtenwinkel gedruckt wird.

Das mit der Deutschlandreise ist übrigens ein großartiger Gedanke, aber natürlich, wie meistens alles Großartige, undurchführbar. Und doch, einmal ist so eine Reise richtig zustande gekommen. Davon muß ich Euch noch schnell etwas erzählen.

Liegt da irgendwo hinterm Berge Horeb in Palästina ein deutsches Dorf, mit deutschen Bewohnern, einer deutschen Schule und deutschen Kindern darin. In der Schule war nun einmal — es sind erst sechs Jahre zurück — ein deutscher Lehrer, und dieser Lehrer verfiel auf den verwegenen Gedanken, mit seinen Schulbuben und -Mädeln mal nach Deutschland auf Besuch zu fahren. Und — Ihr werdet's fast nicht glauben können — sie fuhren wirklich. Ja, nach Deutschland. Dieser Schulmeister nun — sein Name ist Karl Götz — ist heute ein bekannter deutscher Schriftsteller und wohnt in der schönen Stadt Stuttgart am Neckar. Dort ist er aber wieder Lehrer an einer Schule; denn von der Schule läßt er nicht: die Kinder haben's ihm halt angetan. Über seine Reise mit den Kindern aus Palästina nach Deutschland hat er sein schönstes Buch geschrieben. „Das Kinderschiff" nennt es sich.

Aber nun weiter. Dieser Schriftsteller, Lehrer und Kinderfreund Karl Götz ist gegenwärtig auf einer Reise durch die halbe Welt. Er war auch hier bei Steinbach herum, und in Steinbach hat er eines Abends vor vielen Zuhörern Geschichten erzählt. Geschichten über die deutschen Menschen, die großen und die kleinen, in der ganzen Welt. Auch über seine Kinder in Palästina und ihre Fahrt nach Deutschland erzählte er. Und das war wunderschön, und ich saß dabei und machte das alles mit, und als alles aus war, da dachte ich auch an Euch, meine jungen Freunde, und was ich dachte, war dieses:

Wenn Ihr schon nun nicht solche Reise machen könnt, so wünschte ich doch wenigstens, daß Ihr dabei sein könntet, wenn Lehrer Götz von seinen Reisen erzählt. Und — nu paßt auf — viele von Euch, werden wirklich können dabei sein; denn Herr Götz kommt auch nach Mexiko, auch nach Brasilien und auch nach Paraguay, und überall wird er auch seine schönen Geschichten erzählen. Jetzt aber noch eins: Wenn Herr Götz zu Euch kommt, so grüßt ihn doch recht schön von Eurem Onkel Peter von der Warte. Er wird dann wohl ein bißchen nachdenken und dann aber sagen: „Ach ja, dort bei Steinbach, in Canada, weiß schon," und wird dabei wohl freundlich schauen. Mir aber schreibt Ihr, ob Ihr den Gruß auch richtig bestellt habt.

Und jetzt habe ich mich wieder richtig verplaudert. Soviel hilft es, wenn man mal einen Nasenstüber kriegt wegen Schwatzhaftigkeit. Kein Wunder, wenn der gestrenge Herr Editor dann mal dreist und giftig wird und wissen will, wie alt man ist.

Also zur Sache.

Es haben sich da drei neue Mitglieder angemeldet:

39. Leni Martens, 13 Jahre alt, 8. Schuljahr, Adresse: Rabbit Lake, Sask.

40. Karl Schneider, 5. Schuljahr, Adresse: Witmarsum, Alto Rio Krauel, Sta. Catharina, Brasil, S. A.

41. Leopold Schneider, 4. Schuljahr, Adresse: wie oben.

Leni Martens schreibt:

Lieber Onkel Peter! Ich wollte schon lange schreiben; denn ich lese die Vereinsecke immer gern. Ich habe die Geschichte vom Peterchen auch immer gelesen. — Wir wohnen hier sehr

einsam. Hier bei uns wohnt noch eine mennonitische Familie und dann noch Schweden, Norweger, Ungarn, Russen, Letten und auch eine Negerfamilie. — Hier war es eine Woche schon sehr kalt. Es war alles verfroren, doch heute war es wieder schön warm. — Wir haben zwei Meilen bis zur Schule. Wir gehen gern zur Schule. Es gehen auch noch meine zwei Brüder zur Schule. Ich habe eine Schwester, die nicht zur Schule gehen kann, und so nimmt sie einen Correspondenzkursus und ist im 5. Grad.

Ich habe auch versucht die Rätsel im August-Heft zu lösen und will auch gleich die Lösungen einschicken: 1. — Mammagei. 2. — Der Kreisel, 3. — Der Ofen. Mit Gruß — Leni Martens.

*

Es muß da bei Euch eine recht bunte Gesellschaft sein, Leni. Wie sprechen die Leute wohl alle zu Hause in der Familie, ihre Muttersprache oder Englisch?

Karl Schneider schreibt:

Lieber Onkel Peter! — Ich gehe jetzt schon 5 Jahre zur Schule, und es geht auch gut. überhaupt, wenn der Lehrer aus der Volkswarte spaßige Geschichten vorliest. Wir lernen Deutsch und Portugiesisch. In der zweiten Pause müssen wir portugiesisch sprechen. Wir können uns schon gut verständigen.

*

Gut, daß Du auch Deutsch lernst, Karl, damit wir uns doch unterhalten können, wenn wir uns einmal treffen; denn Portugiesisch — och, ich weiß nicht mal, ob ich schon überhaupt einen richtigen lebendigen Portugiesen gesehen habe, und dann noch sowas sprechen können!

*

Leopold Schneider schreibt uns gar noch ein kleines lehrreiches Geschichtchen von einem alten Affen und einem jungen Affen, aus dem man sieht, daß auch so einem jungen Affen mal etwas Menschliches passieren kann. Hier die Geschichte:

Die Affen

Von Leopold Schneider

Eines schönen Tages sahen wir am Rande des Waldes einige Affen, alte und junge. Mein Bruder und ich gingen ein Stück in das Pflanzland hinein, damit wir sie besser sehen könnten. Auf einmal schrie ein kleiner Affe entsetzlich. Wir schauten hin, und was sahen wir da! Ein alter Affe verprügelte einen jungen. Ich bekam schon Angst, aber wir blieben doch stehen. Die Affen schwangen sich an den Aesten auf und nieder. Endlich zogen sie in den Urwald hinein. Noch aus der Ferne hörten wir das Gebrüll der Affen. Wir aber gingen fröhlich nachhause und erzählten den Eltern und Geschwistern, was wir gesehen hatten.

Und jetzt kommt eine Geschichte vom Peter-Vetter, das ist der Vetter, der so schwer am Lorbeerkranz zu tragen hat. Es ist daher Vorsicht geboten: nicht zu laut lachen und außerdem dabei immer etwas die Hand vor den Mund halten. Ja so, wie Ihr es in der Schule tut, wenn der Leher es nicht sehen soll, daß Ihr den Hans auslacht, wenn er nicht weiß, welches die größte Industriestadt im Chaco ist.

„Dee Peet!"

Von Vetter Peter

Ja, das hat der Peet nun schon einmal an sich.

Und er wird es wohl auch schon nicht mehr lassen können, daß er viele seiner eigenen Gedanken, alles was ihn so oder anders interessiert, was er sieht, hört oder wahrnimmt, zu Papier bringt.

Er schreibt, schreibt und schreibt . .

Und daran hat Peets Großvater schuld, — weil der nichts von Kindererziehung verstand!

Zwar heißt es in P. M. Friesens Geschichte der Mennoniten, daß Herr Heese aus Jekaterinoslaw und Peets Großvater ihrerzeit in Rußland die führenden Männer auf dem Gebiete des Schulwesens waren; auch alte Männer behaupten das, aber dennoch und trotzdem, Peets Großvater verstand nicht viel von der Kleinkindererziehung, sonst hätte er den Peet nicht von klein auf dazu verzogen, seine Gedanken auf's Papier zu bringen.

Und das kam so: Peets Großvater war neben vielem anderen auch noch Landmesser. Im Sommer machte er die Vermessungen und im Winter zeichnete er die Pläne und Karten. Daher blieb ihm für seine Wirtschaft wenig Zeit, und Peets Vater mußte ihm die Wirtschaft führen.

Peets Eltern wohnten im Nebenhause auf Großvaters Hofe. Peet muß wohl bei seinem Großvater nicht schlecht angeschrieben gewesen sein; denn der gab dem Peter den Kosenamen: „Mien Peet."

Die anderen alle nannten ihn in allen Tonarten: „Dee Peet."

Wie seine Mutter erzählt hat, standen hinter „Peet" gewöhnlich mehrere Ausrufe- ! ! ! ! und Frage- ? ? ? ? zeichen, besonders, wenn gesagt wurde: „Aul wada dee Peet?!?!" —

„Wiels hee so gaoschtrijh wea!" fügte seine Mutter hinzu, als sie das von Peet erzählte.

Nun war der Peet so weit gediehen und so groß geworden, daß er seine ersten Höschen bekam. Als seine Mutter sie fertig genäht und hübsch ausgebügelt hatte, zog sie ihm dieselben an und ging mit ihm über den Hof, den großen Peet in Höschen der Großmama vorzustellen.

Großvater durfte nur in äußerst wichtigen Fällen bei seinem Rechnen und Plänezeichnen gestört werden. Großmama sah Peets erste Höschen für solch einen wichtigen Fall an. Sie rief den Großvater in die kleine Stube, das kleine große Wunder, den Peet in seinen ersten Höschen, mitbestaunen zu helfen.

Großvater kam, bestaunte, wie verlangt „sienen Peet", nahm ihn auf seine Kniee, liebkoste ihn und wollte ihm einen Potak (kupferne Fünfkopekenmünze) schenken.

Als er dem Peet den Potak anbot, hatte er zwischen seinen Fingern seinen Bleistift und der neue rötlichgolden glänzende Potak lag auf der Handfläche . . . .

Dee Peet wußte schon ganz gut — es war nicht der erste Potak, den Opa ihm schenkte — daß es für solchen Potak bei Reimers in der Lauftji (Store) eine große Düte voll Matzpoan (Marzipan) gab und dennoch, — dee Peet griff nach dem Bleistift: „Opa, etj well schwiewi, etj well schwiewi!"

Den Opa freute das so sehr, daß er „sienem Peet" den Bleistift überließ, ihm auch den Potak noch gab und ihn dann auf die Erde setzte und laufen ließ. Sich mit Oma und Peets Mutter unterhaltend, gab niemand auf den Peet acht . . . .

Peet aber wollte „schwiewi" und begab sich auf die Suche nach Papier.

In der Kleinen Stube konstatierte er nach einigem Suchen: „Nijh Pia!" Er ging in die Eckstube, auch da fand er keins.

Er schlich durch die halbgeöffnete Tür in die Großestube und da fand er Papier — „Aoba so fäl!" Am Fenster stand ein großer Tisch, und auf den ganzen Tisch war ein Bogen Papier mit Reißnägeln geheftet.

Peet kletterte auf den am Tische stehenden Stuhl und besah sich das Papier. Es war seines Großvaters fast fertige Zeichnung eines Planes

eines der Molotschnadörfer.

Auf dem Papier waren schon „Hoks" für alle seine Lieblinge, die Haustiere, gemacht und mit Entzük-ken rief Peet: „Hia Hok, enn hia Hok, enn hia Hok" auf die Felder der Bauern mit dem Finger zeigend.

„Hia Moja, — hia Hiescha, — hia Mietz, — hia Bary ...."

Für jedes Haustier, das er kannte, war ein Hock da, oder ein Stall, aber keine Tiere.

Dem Mangel konnte Peet leicht abhelfen, — einen Schwiewil hatte er ja!

Und nun schwiewte er in jedes Hock eines seiner Lieblingstiere. Einmal, nocheinmal, das drittemal und so fort, bis alle seine Hocks voll waren ....

Auch da wußte Peet Rat. Er kletterte auf den Tisch, auf den Plan, nahm Opas Lineal, seine Reißfeder, tauchte sie in die chinesische Tusche, wie er es Opa abgesehen hatte, und schwiewte, auf dem Plane knieend, mehr „Hokasch" für seine Freunde...

Das war die erste gesetzwidrige, Landabschneidung und Landeinteilung eines der Molotschnadörfer, die Peet da schwiewte.

Ich wünsche, den Bolschewiken in Rußland erginge es so für ihr Landeinteilen und Landabschneiden, wie es dem Peet dort erging.

„Oba Peet, waut maoykßt dü"!? erscholl es dreistimmig.

Dee Peet erschrak so heftig, daß er das Fläschchen mit der Tusche umstieß, und die schwarze Flüßigkeit ergoß sich über Opas Plan. Peet wollte nur schnell vom Tische herunter und stieß mit seinem Füßchen an das Fläschchen und es rollte vom Tische auf Opas mit Plüsch gepolsterten Sessel und von da auf den Fußboden, überall neues Unheil bereitend ....!

Dee Peet aber krabbelte der Tischkante zu über den Plan und verschmierte mit seinen neuen Höschen die Tusche über den ganzen Plan ...

Seine Mutter ergriff ihn, zog ihn übers Knie und haute ihm wohl ein ganzes Dutzend auf seine ersten, neuen Höschen, stellte ihn in die Ecke neben den großen Kleiderschrank und sagte: „Hia blifßt schtaoni! Woo dü mie wajhjeißt!!"

Wenn Ma so sprach, dann verstand Peet es! Er stand in der Ecke und brüllte den Schmerz aus seinen neuen Höschen in die Großestube hinaus, daß sein Schreien einen Stein hätte erweichen können, aber niemand von den Dreien gab acht auf ihn ....

Ma eilte hinaus und kam mit einer großen Schüssel voll Wasser wieder. Schnell beseitigte sie von Möbel und Fußboden die schwarze Tusche und dann half sie Opa und Oma mit Löschpapier die Tusche von dem Plane auftupfen ....

Opa sagte immer wieder halb geärgert, halb lachend: „Dee Peet, dee Peet! Waut jewt daut noch eenmaol fon dem Peet, wann dee so wajmaoykt!?"

Opa wollte den Plan wenigstens soweit retten, daß er ihn abkopieren könnte, dieser war ganz verdorben.

Erst brüllte der Peet in der Ecke aus Leibeskräften, dann schrie er, daraus wurde ein Schluchzen und Schnucken, und als die Schmerzen aus den neuen Höschen alle herausgeschrieen waren, schwieg er und sah sich nach den andern und in der Stube um ....

Opa, Oma und Ma waren emsig beschäftigt ....

Peet machte eine halbe Wendung, ... — da neben ihm stand die große Schüssel mit Wasser.

Peet besah seine Hände, seine Höschen. „Fries!" sagte er zu sich selbst und folgerte ganz logisch weiter: „Baodi!"

Wie gesagt, so getan ....

Peet setzte sich in die Schüssel und nahm mit Schuhen und in seinen

neuen Höschen ein regelrechtes Bad in dem blauschwarzen Tuschwasser. Auch das Gesicht wusch er sich und den Kopf, gerade so, wie Ma es tat, wenn sie ihn am Sonnabend in die große Schüssel setzte....

„Agnes, tjitj! — Dee Peet!" rief Opa lachend.

Und Agnes, Peets Mutter, tjitjte und nahm Opas Lineal — riß den Peet aus der Schüssel, zog ihn über's Knie und riß ihm mit dem Lineal über die straffgespannten, nassen Höschen, daß es nur so knallte....

Und als sie den armen Peet endlich auf die Erde stellte, da rief Opa lachend: „Agnes, bitjitj maol dien Kleet!"

Agnes betjitjte ihr Kleid und sah, daß es jetzt mit Peets Höschen harmonierte. „Och, dü Peet!!!" stöhnte sie, hob ihn auf und wollte mit ihm gehen.

Opa reichte Peet seinen Potak, aber Peet nahm ihn nicht. „Etj well Schwiewel!" brüllte er.

„Haßt dü noch nijh jinaoch jitjräji, daut dü noch mea schwiewi welßt?" fragte Opa lachend.

„Etj well schwiewi!"

„Nä!" sagte seine Mutter, aber Opa gab „sienem Peet" den Bleistift, auch einige Stückchen Papier und sagte: „Wan dee Jung schwiewi well, Agnes, laot am doch schwiewi! — Jung gewöhnt, alt getan!"

Ma nahm den Peet auf den Arm und ging mit ihm über den Hof in ihr Haus, zog ihm seine ersten Höschen aus und sagte: „Nü es fon dieni Betßtjjis dee Sindach rauf! Motßt wada em Kleettji romrani! Peet, Peet!! Waut jeft daut bloß noch fon die!?!?"

„Schwiewi!" antwortete Peet prompt und verlangte nach seinem Bleistift und Papier.

Peets liebste Beschäftigung war von da an das „Schwiewi."

Hatte er nicht Papier, beschwiewte er die Wände oder die Möbel — besonders schön schwiewte es sich auf der schneeweißen, glattgeplätteten Tischdecke und der „Badschpreed" — und wenn Peet solche Sachen beschwiewte, dann schwiewte Ma ihm mit dem Maltjbrat (Was ist das?) ein! — „Das darfst du nicht!" auf seine Sitzbacken, daß die Schrift in Blau und Rot zu lesen war. Und sein Lehrer hat das auch getan, wenn der Peet in der Schule mehr schrieb, als ihm befohlen war, aber alles das heilte ihn nicht von seiner Schreibleidenschaft, die von Opa angefacht und genährt wurde. Opa schickte dem Peet, solange er zur Schule ging, jedes Jahr einen Rubel, der zu nichts anderem als zu Papier und Bleistiften oder Schreibfedern verwandt werden durfte.

Und der Peet schrieb, und schrieb, und schrieb....

Er wurde Zentralschüler und schrieb, und schrieb.... und fiel sogar von dem Dichterroß „Pegasus" und seine Lehrer lachten sich fast krank darüber; doch das erzähle ich euch einandermal, wenn ihrs hören, das heißt, lesen wollt in der Warte. Das müßt ihr Onkel Peter von der Warte schreiben.

Dee Peet wurde alles Mögliche und Unmögliche, auch Seeräuber und Burenheld im Burenkriege wollte er werden, aber das glückte ihm nicht, er kam nur neunzig Werst bis zur Hafenstadt und da erwischte die Polizei ihn und schickte ihn nachhause und was es dann gab....:" „O je, o je!"

Aber das Schreiben hat er bis heute nicht lassen können, und da hat sein Großvater schuld dran, weil der nichts von Kindererziehung verstand. „Jung gewöhnt, alt getan!"

Warte = Anhang

Artikel, Berichte, verschiedene Zuschriften

Leseprobe

aus: „Heimat in Trümmern" von Gerhard Töws, 312 Seiten, geheftet, Preis $1.00, zu beziehen von: Warte-Verlag, Steinbach, Man.

Kapitel 1

Auf den verheerten Gefilden Frankreichs schwieg plötzlich der Lärm des Krieges. Am 11. Tage des 11. Monats im Jahre des Heils 1918 zur 11. Stunde.

Blutend aus tiefer Wunde, in den Rücken versetzt von meuchlerischer Hand, ergab sich der deutsche Siegfried auf Gnade und Ungnade.

Der große Krieg hatte ein Ende. Die „Siegerlande" durchraste ein Jubelsturm. Die „Besiegten" hofften auf die 14 Punkte Wilsons.

Die Mütter der Welt warteten auf ihre heimkehrenden Söhne und weinten .... weinten um die — die nimmer kamen.

In Versailles kleisterte man den demokratischen Frieden zurecht. Im Siegerbewußtsein die Einen, fordernd — unmenschlich fordernd; in Schmach und Schande die Andern — sich wehrend und dann zugebend — kapitulierend.

Der Wille der Sieger diktierte auch den Rückzug der deutschen Truppen aus der Ukraine.

O, ihr Verblendeten, die ihr mit einem Federzug ein blühendes Land der Willkür, der Anarchie des Bürgerkrieges übergabt ! ! !

Demoralisiert durch großartig angelegte rote Propaganda, nur noch durch das Walten der Okkupationsarmee in Schranken gehalten, warteten unverantwortliche Elemente auf den günstigen Moment.

Dieser kam, als siegestolle Politiker die Deutschen zum Rückzug aus Südrußland zwangen.

Schadenfroh lachte es auf unter den roten Bonzen in Moskau, und gierig streckten sich ihre blutigen Finger nach der Ukraine.

Der nur durch Deutschlands Macht gehaltene Thron des Hetmans Skoropadsky knackte zusammen, und über ihn und sein unsicheres Heer rollte die rote Flut.

Petljura, der feurige demokratische Führer der gemäßigten Revolutionäre in der Ukraine versuchte vergebens eine nationale Republik zu errichten. Auch seiner war kein Erfolg.

Trotzky schob vom Norden die ausgehungerten Regimenter Räterußlands in das Land, das die Brotkammer Europas barg; und zu seiner blutroten Fahne eilte alles, was unzufrieden, unruhig und abenteuerlustig war.

Doch war Trotzky nicht der erste am Platz. Im Süden tobte die besessene Schar Nestor Machnos.

Machno, der Bandenführer, der Anarchist-Terrorist, kam ins Seine. Nachdem er den Truppen der K. und K. Kriegsverwaltung die größten Schwierigkeiten bereitet, sah er jetzt seine Ernte reifen.

Die Heimat von Tausenden und Tausenden friedlicher Bürger ging auf in Flammen und beleuchtete ein wirres Bild der greulichsten Verwüstung, und die Heimaterde trank das Blut der Gequälten, der Geschändeten und Gehenkten. Über dem einst so gesegneten Land schwebte der Engel des Todes.

Aus dem Südosten drängte die Freiwillige Armee im Kampf mit den Roten.

General Kornilow war aus seinem Gefängnis entschlüpft. Die Roten hatten ihn festgesetzt. Seiner wartete das Schicksal des Konterrevolutionärs.

Da plötzlich entwich er über Nacht mit Hilfe ihm ergebener Soldaten.

Als er wieder auftauchte, war er weit von Bechowo, dem Ort seiner Haft. Um ihn sammelte sich eine buntgemischte Schar: Frontoffiziere, die den Roten entgangen waren, Soldaten, Studenten, Gymnasiasten und unbedingt auch Abenteurer und Gesindel.

Es war ein hoffnungsloses Unternehmen, dieser Kampf gegen die tausendfache Übermacht der Roten. Doch das Wunderbare geschah. Solange das Häufchen Todesmutiger vom Geiste Kornilows beseelt war, heftete sich mancher Sieg an seine Fahne,und die Roten überkam immer Furcht und Panik, wenn die dünne Schützenkette der Freiwilligen zum Angriff überging.

Man hatte Kornilow Verstand und Diplomatie abgesprochen.

Doch eines hatte er — Soldatenmut, und ein Versprechen hielt er — er blieb bei seiner Truppe.

Dann starb er — den Soldatentod. Eine feindliche Granate machte seinem Leben ein Ende.

General Alexejew, dann später Denikin übernahmen sein Erbe.

Die Deutschen besetzten die Ukraine, schwächten die Roten und halfen dadurch der Freiwilligen Armee.

Inzwischen hatten sich die Alliierten den Einfluß über die Führer der „Freiwilligen" gesichert und planten sie zu eigenem Zweck auszunützen.

Was ging es die Intriganten in London und Paris an, ob der Freiwillige sein Leben gab in der Hoffnung, sein Vaterland zu retten, und es in Wirklichkeit doch nur geschah, um fremdländischer Spekulanten Säckel zu füllen.

Die alte Feindschaft gegen alles, was deutsch hieß, wurde fleißig geschürt, und ein Zusammengehen der „Freiwilligen" und der deutschen Okkupationsarmee gegen die rote Gefahr verhindert.

Den Ataman der Donkosaken, den deutschfreundlichen General P. Krasnow jagte französisch-englischer Einfluß ins Exil.

Die Freiwillige Armee gewann durch die Unterstützung der Entente an Mannschaft und Kriegsmaterial — doch der Geist Kornilows wich, und die altgewohnte russische Mißwirtschaft setzte ein.

So sah es im heiligen Rußland aus. Um das Erbe der Romanows zankten sich die Geier, und Volk und Land ging dabei in Trümmer.

Mitten im Weg der Furie der Anarchie, des Bürgerkrieges lagen die Ansiedlungen der deutschen Kolonisten.

Fast 130 Jahre, seit die ersten Deutschen als Pioniere ins Russenreich gekommen waren, um aus wilder Steppe fruchtbringendes Kulturland zu machen. Auf ihrem Tun hatte Segen geruht, und die deutschen Dörfer und Güter zeichneten überall aufs vorteilhafteste aus im allgemeinen russischen Wirtschaftsbild.

Doch nun brach plötzlich das politische Ungeheuer über die friedlichen Stätten deutschen Fleißes.

Der Schutz der Deutschen, auf den man gebaut, war nur von kurzer Dauer.

„Die Deutschen gehen heim!" So schallte es durch die Runde der Dörfer. Da kroch unwillkürlich Todesangst auch in das bravste Herz. Besonders als aus dem Machtbezirk Machnos aus der Gegend von Gulai-Pole die Nachrichten von den Schandtaten der Anarchisten kamen.

Da sah wohl manch ein Hausvater auf die Lieben um sich. Noch war die

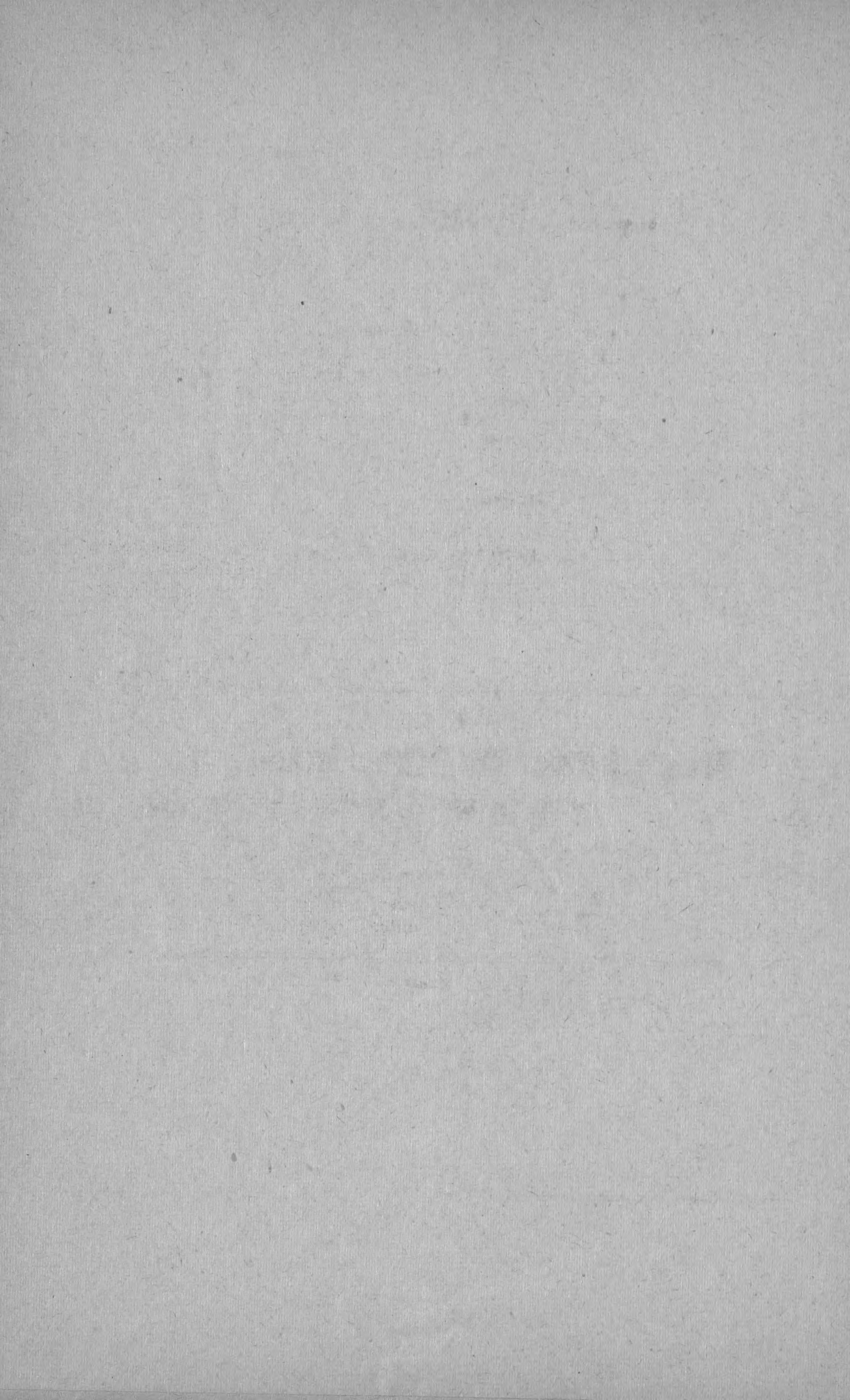
Zahl ja voll — doch wie lange noch? Wie lange noch? Denn über Südrußlands Steppe raste der Teufel.

Deutsche erschließen den Chaco

Dr. Walter Quiring, Deutsche erschließen den Chaco, Verlag Heinrich Schneider, Karlsruhe (mit 32 Bildern und einer Karte) RM. 4.80

„Deutsche erschließen den Chaco," was diese schlichten und doch bedeutsamen Worte saagen, das weiß man erst, wenn man dies Buch gelesen hat. Vor wenig Jahren war der Chaco unter uns höchstens dem Namen nach bekannt. Man wußte jedenfalls nicht mehr von ihm, als daß er ein ungewöhnlich großes, völlig unbewohntes und unbebautes Urwaldgebiet in Südamerika umfaßt. Erst seitdem vor zehn Jahren kanadische Mennoniten und vier Jahre später rußlanddeutsche Mennoniten, welche letztere hauptsächlich durch Deutschland kamen, sich dort ansiedelten, gewann das Land für uns allgemeineres Interesse. In wachsendem Maße entstand der Wunsch, es genauer kennen zu lernen und über die Geschicke unserer dortigen Glaubensgenossen Näheres zu erfahren. Diesen Wunsch erfüllt Dr. W. Quiring in großartiger Weise. In packender anschaulicher Schilderung macht er uns mit dem merkwürdigen Land und seinen Bewohnern bekannt.

Wir erleben den schweren Anfang unserer Glaubensgenossen, das traurige Geschick, das sie betroffen, das große Sterben, das sie in den ersten Jahren heimsuchte, die Mutlosigkeit, die sie befiel, und das treue Aushalten, das endlich mit Erfolg gekrönt wurde. Wir bewundern die zähe Energie der mennonitischen Siedler, wie sie in harter Arbeit, in fortgesetztem Probieren, in unermüdlichem Lernen und Sichanpassen an völlig fremde Verhältnisse innerhalb kurzer Zeit aus dem Urwald Kulturland schufen, wie sie industriell ihre Lage ausnutzten und noch Kraft und Zeit fanden, ein blühendes Schulwesen zu gründen, ein Krankenhaus zu bauen, ein Waisenamt und andere soziale Einrichtungen ins Leben zu rufen und dabei unter den Indianern Mission zu treiben. Wir lernen genau die Beschaffenheit des buschigen Urwaldes kennen, seine Urbewohner, die Lengua-Indianer, die Vögel und Tiere, die ihn beleben, die Bäume, die darin vorkommen und auf diesem Boden gedeihen, den Acker und Gartenbau, mit dem begonnen wurde. Wir werden mit den Schädlingen und den Plagen bekannt, unter denen die Ansiedler zu leiden haben, vor allem mit der Heuschreckenplage, die unter Umständen katastrophal wirkt.



Rußlanddeutsche Friesen

Von Heinrich Schröder

Preis: 128 Seiten, geheftet, 23 Bilder 90c.

Der Verfasser schreibt im Vorwort zu diesem Buch: „Die vorliegende Arbeit ist ein Versuch, wesentliche Tatsachen aus der Geschichte und Volkskunde der Rußland-Deutschen friesischen Stammes, die mehr oder weniger von allgemeinem Interesse sind, in einfacher und anschaulicher Form für die volksdeutsche Gesamtheit festzuhalten.“

Dieses Buch dürfte jedem Mennoniten, der in der Frage seiner völkischen Herkunft Klarheit sucht, recht wertvoll sein.

Zu beziehen durch

Warte-Verlag, Steinbach, Manitoba

Soeben erschienen

Als die Heimat zur Fremde geworden wurde die Fremde zur Heimat

Eine Erzählung von den seltsamen Geschicken starkmütiger deutscher Menschen, die das Schicksal meistern.

Von Peter Quidam (Peter Klassen)

Preis: 170 Seiten geheftet 50c.

Peter Quidams Erzählungen, die meistens von mennonitischen Schicksalen in den bewegten Jahren der Kriegs- und ersten Nachkriegszeit handeln, erfreuen sich besonderer Beliebtheit, und schon öfters ist der Wunsch geäußert worden, diese Erzählungen möchten in Buchform erscheinen. Hier liegt nun so ein Buch vor. Der Preis ist niedrig gehalten und es sollte niemand schwer werden, dieses Buch eines mennonitischen Erzählers für seine Bücherei zu erwerben.

Zu beziehen durch:

Warte-Verlag, Steinbach, Manitoba

